Quellwasser

für

das deutsche Volk.

Dritte
umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Erlangen.
Verlag von Theodor Bläsing.
1864.

Quellwasser

für

das deutsche Volk.

Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Erlangen.
Verlag von Theodor Bläsing.
1864.

Druck von Junge und Sohn in Erlangen.

Seinem hochverehrten Freunde

Dr. J. Chr. K. von Hofmann

gewidmet.

Wer das Glück hat, Sie Hochverehrter Freund! näher zu kennen, wird begreifen, wie sehr es mich freut, auf den ersten Blättern dieses Büchleins, das ich als einen Beitrag zu unseres Volkes Wiedergeburt geschrieben habe, über die wir Beide wenn auch verschieden doch gleich aufrichtig und freisinnig denken und gleich warm empfinden, aussprechen zu können, daß ich die Stunde, die mich mit Ihnen zusammengeführt hat, für eine der lichtesten auf meiner Lebensreise halte. Durch

sie ist mir — um von allem Uebrigen zu schweigen — wieder einmal die hohe und seltene Befriedigung geworden, auf einen mir wahrhaft befreundeten Mann zeigen und sagen zu können: Seht, Dieser trägt nicht den schattenhaften Begriff, sondern die belebende Idee einer durch und durch edlen Persönlichkeit in seiner Seele. Darum ist er einer jener seltenen Gefährten auf dem dunklen Lebenswege, die, unser Urbild spiegelnd, je länger man mit ihnen lebt, desto mehr befreien und eben dadurch immer reiner und stärker verbinden. Als Ausdruck solcher Gefühle möge Ihnen, Hochverehrter Freund! die wiederholte Widmung dieses Büchleins genehm sein!

Der Verfasser.

Vorwort

zur dritten Auflage.

Mein Wunsch ist erfüllt worden: dieses Büchlein hat seit seinem Erscheinen Gegner aber noch viel mehr Freunde gefunden, so daß eine dritte Auflage nöthig geworden ist. Ich wollte anfangs das Büchlein unverändert abdrucken lassen. „Nein, sagte ich endlich, es ist überall Fortschritt, auch in mir selber; ich habe von Gegnern und Freunden dieses Büchleins manches gelernt; warum soll dieses den Lesern der neuen Auflage nicht zu Gute kommen?" Dazu noch dieses. Die Zeit ist ungewöhnlich ernst; auf allen Gebieten herrscht Gährung um nicht zu sagen Verwirrung. Es

ist nicht bloß erlaubt, sondern geradezu Pflicht, ohne Umschweife mit starkem Nachdruck auszusprechen, was man denkt und empfindet. Dieses habe ich nun in diesem Büchlein, so oft es möglich gewesen ist, gethan und wünsche, daß es in vielen deutschen Herzen Wiederhall erzeugen möge.

Im Winter 1863.

Inhaltsanzeige.

Quellwasser.

I.

Warum ich mein Büchlein „Quellwasser" betitelt habe.

Das will ich Dir, lieber Leser! kurz und bündig sagen. Mein Büchlein soll für Deine Seele gerade Das sein, was ein Becher voll frischen, perlenden Quellwassers für Deinen Leib ist. Allerlei Wasser hast Du schon getrunken und allerlei Bücher schon gelesen. Ich will ein Exempel anführen. Hast Du schon Bachwasser getrunken? — Wenn man so einen Bach in der Abendsonne ruhig dahinrinnen sieht, so möchte man, wenn man dürstet, gleich ein Glas bei der Hand haben, um aus der goldenen Flut zu trinken. Aber wenn so ein Bach durch einige Dörfer geflossen ist, oder gar an einer Stadtmauer vorbei, da verliert man schon durch den Gedanken daran den halben Durst. Und erst gar, wenn Du Dich bückst und nicht bloß die goldige Oberfläche, sondern auch den Grund siehst! Du erblickst Scherben von verbranntem Geschirr, alte Schuhe und etwa eine todte Katze im Grunde.

„O pfui! sagst Du, mich dürstet gar nicht mehr.“

Nun, und solches Bachwasser hat Deine Seele schon genug getrunken. Du hast es Dir aus der Leihbibliothek oder bei einem guten Freunde oder einer guten Freundin geborgt. Die Oberfläche ist gar schön, es steht ein nettes Titelbild vor dem Buch, die Reden sind zierlich gesetzt, und es wird Einem im Lesen gar so wohl zu Muth. „Nachbars Charlotte war auch ganz entzückt von diesem schönen Buch.“ — Aber Nachbars Charlotte hat eben nicht auf den Grund gesehen, sonst würde sie wohl auch die todte Katze und die Scherben erblickt haben. — Mit solchem Bachwasser sind wir in Deutschland gesegnet; es ist auch die Nachfrage stark darnach. So ein Buch, das ich mit dem Bachwasser vergleiche, liebäugelt mit den Schwachheiten und Thorheiten der Menschen und macht die Leser zuletzt gerade so, wie das Buch und der Bach selbst ist. Hör' nur einmal so einen Leser oder eine Leserin sprechen, und Du kommst auf mein Wort. Oberflächlich angesehen sind sie wie der Bach von der Ferne im Abendroth. Aber was ist im Grunde? Was ist da? — Alle zehn Gebote werden oft in so einem Buche verhöhnt und als pure Grausamkeit hingestellt, zumeist das vierte und sechste, und alle Weichlichkeit und Lüderlichkeit wird mit Abendroth vergoldet und beschö-

nigt. Solch Zeug trinkt dann der Mensch hinein, gewöhnt sich daran und wird zuletzt so abgeschmackt, weich, langweilig und nichtsnutzig, wie das Bachwasser, wenn er nicht gar wie Sumpfwasser wird, wozu ihm auch Bücher verhelfen können, die ich am besten mit Sumpfwasser vergleiche. Das sind die schlüpfrigen und handgreiflich unsittlichen Bücher, die wir großentheils aus dem Lande beziehen, aus dem wir Deutsche schon gar Vieles bezogen haben, das uns so nützlich war wie Sumpfwasser zum Trinken. — Da ist manchem feinen Leser so wohl in seinem sinnlichen Herzen, wie dem Wiesel bei den Hühnereiern. Nach und nach wird er dann eine Kröte, von der man wohl weiß, wie sie es bezüglich der Schamhaftigkeit hält.

Ich bin einmal mit einer solchen Kröte gereist; sie suchte die deutschen Modebäder auf, weil dort viel Sumpfwasser sein soll. Dieser Mensch hatte eine kleine Bibliothek bei sich, die er auf dem Dampfboote gratis an die Passagiere verlieh. Da wurde mir aber auf einmal ganz unheimlich zu Muthe; ich meinte in einem Sumpfe zu sein. Die Mäuler vieler Leser und Leserinnen dehnten sich so aus, wie die der Kröten, und auch ihre Augen traten so frech hervor. Ich stieg auf's Verdeck, während die Gesellschaft in der Cajüte las, ging traurig herum und fluchte über den Krötenkönig. Da kroch er zu mir her-

auf. Ich machte ihm ernste Vorstellungen; er aber prahlte damit, daß er die Herzen der Menschen so aus dem Grunde kenne und zu erquicken verstehe.

„Bin ich nicht ein famoser Wirth", sagte er, „der die Lieblingskost ohne zu fragen auftischt?"

Das ist betrübend, entgegnete ich, daß Sumpfwasser Lieblingskost sein kann; mir kommt die Cajüte wie ein Sumpf und die Menschen darin kommen mir wie Kröten vor.

„Und Sie", sagte er grinsend zu mir, „kommen mir hier auf dem Verdecke wie ein einsamer melancholischer Laubfrosch vor. Da oben ist es mir zu kühl, ich geh' wieder in unsern warmen Sumpf hinab."

Und er kroch wieder in die Cajüte.

Ich aber schwur in meinem Herzen, dieser Kröte entgegen zu arbeiten. „Wie er Sumpfwasser herumreicht in Deutschland, so will ich reines Quellwasser meinen deutschen Brüdern geben". Und von dieser Stunde an hatte ich Tag und Nacht nicht mehr Ruhe, bis dieses Büchlein fertig war, und ich nannte es „Quellwasser" im Gegensatz zur „Sumpfbrühe." Und wie der nichtsnutzige Mensch auf dem Dampfboote mit einigen frechen Versen die Gesellschaft zum Lesen einlud, so will auch ich mit einigen Versen sagen, was von diesem Büchlein zu erwarten ist.

Höret wohl, bevor Ihr trinket,
Was Euch saget der Verfasser:
„Allen meine Quelle winket,
Doch nicht Jedem schmeckt ihr Wasser."

„Wer sich gerne will berauschen,
Geht umsonst zu meiner Quelle;
Süßen Traum sich einzutauschen,
Ist der Ort zu frisch und helle."

„Auch den schaalen, eitlen Gecken
Wird mein Quell vergebens fließen;
Denen auch, die sich verstecken,
Wenn sie rufet ihr Gewissen."

„Aber kindlich reinen Seelen,
Die noch glauben, lieben, hoffen,
Kann ich bestens anempfehlen
Meine Quelle, frei und offen."

„Und, gedrückte Christenherzen!
Ihr seid mir willkommne Zecher;
Meine Quelle heilet Schmerzen!
Füllet schnell nur Eure Becher."

II.

Mein Gespräch mit einem seltsamen Manne am Untersberge.

Ganz allein ging ich an einem herrlichen Augustmorgen zum Fürstenbrunnen am Untersberg bei Salzburg. Ich mußte an dem großen Marmorbruche vorbei. Es wurden eben tausend Zentner schwere Blöcke aus dem Urstocke herausgehauen und zu einem Kirchenbau verarbeitet. Da fiel mir ein, was einst ein alter Kirchenlehrer gesagt hatte, daß die Menschen ursprünglich solchen Marmorblöcken gleichen, welche erst durch die Zucht der Kirche zugemeißelt und polirt werden müssen, damit sie lebendige Steine des lebendigen Hauses Gottes werden. — Ich ging über den schmalen Steg zum Fürstenbrunnen. — Eine ungeheure Felsenspalte hast Du vor Dir, und wenn Du hineingehst, so durchschauert es Dich kalt. Da rinnt krystallreines Wasser aus den verborgenen Tiefen in marmornem Rinnsale heraus, und Du weißt gar nicht, wie Dir hier zu Muthe ist. So einsam, so weit weg von allem

Geräusch und Verkehr der Stadt, umsaust und umtobt Dich hier das geheimnißvolle Walten der Natur. Das klare Wasser nämlich, wie es sein Marmorbett verläßt, stürzt jählings hinab auf glänzendgrün bemooste Steintrümmer und zerschellt zu weißem Schaum. Dann sammelt es sich wieder und rinnt in kleineren Bächen, die wie Aeste aussehen, in die Tiefe und treibt die lustigen Kugelmühlen, aus denen jene schönen Marmorkügelchen hervorgehen, die die Kinderaugen so bezaubern.

Hebe dein Auge auf! Wo die Quelle einsam feierlich aus dem Berge hervorrinnt wie flüssiger Bergkrystall, da kann Dein Auge kein Ende des Berges sehen; so weit Du hinauf schauen kannst, ist lauter Berg, an dem die Bäume wie Moos an einem Felsblocke hangen. Ringsum ist das Thal eingeengt, und außer dem Felsen siehst Du nur Baumwipfel und darüber einen blauen Himmel. Mit vier Farben ist Alles gemalt. Azurblau das Firmament und die Gentianen unter den Bäumen; smaragdgrün die bemoosten Felsentrümmer und das Wasser, wie es eben aus dem Felsenspalte kommt; dann schneeweiß die Perlen, die bis zum Stege auf Dich heraufspringen, und endlich dunkelgrau das uralte Gestein. In den Felsen eingehauen ist ein freier Platz und auf demselben steht ein Tisch mit Bänken für die Wanderer.

Ich stand auf dem zitternden Stege und sah lange in die sonnige blaue Luft hinauf, wo sich eben ein Vogelgeier leise bewegte. Als ich meinen Blick wieder der Quelle zuwendete — o wie soll ich mein augenblickliches Empfinden ausdrücken! — da erblickte ich am Tische einen Mann sitzend, der seinen Blick scharf auf mich gerichtet hielt. —

Es war noch früh Morgens, kein Sonnenstrahl war noch zu erblicken, nur die Wipfel der höchsten Bäume glänzten, und dieses Felsenthal ist so einsam! —

Was wollte dieser Mann am Tische? Wäre ich leichtgläubig, so hätte ich wohl vermuthen können, er sei Einer aus der geheimen Gesellschaft Kaiser Karls, der in den Krystall- und Marmorpalästen im Innern des Berges residiren soll. Ich hätte mir gut vorstellen können, er sei aus dem Felsenspalte herausgekommen.

Der Mann sah zwar nicht unheimlich aus, aber an der grauen Felsenwand, an die er sich lehnte, machte er doch einen eigenthümlichen Eindruck. Er war in einen dichten schwarzen Mantel gehüllt und trug einen schwarzen breitkrämpigen Hut auf dem Kopfe; sein Bart hatte die Farbe des Felsens; sein Gesicht war ernst und das Auge streng.

Ich wollte den Manne vom Stege aus anrufen; aber das Geräusch des Wassers war zu groß; er hätte mich nicht hören können.

Es ist nun etwas ganz Eigenthümliches um das Menschenwesen; das erfuhr ich in diesem Augenblicke. Wenn in solcher Einsamkeit, wo die Natur so gewaltig waltet, auf einmal zwei Menschen sich sehen, so können sie es nicht aushalten, gleichgültig zu bleiben, wie man dies im Wirthshause kann. Sie werden entweder zu einander gezogen oder auseinander getrieben.

Ich entschloß mich und ging rasch auf den Mann zu; ich mußte mit ihm reden, und wäre er der Berggeist selbst gewesen. Ich grüßte ihn, und zu meinem Erstaunen dankte er mir wie einem alten Freunde, reichte mir seine weiße Hand und machte mir Platz.

Seltsam! ich hatte das Empfinden, als wäre ich schon von Jugend auf mit dem Manne umgegangen, so wohl und heimisch war mir bei ihm. Es giebt Pflanzen, in deren Nähe der Mensch nicht aushalten kann; ihre Seele ist uns zuwider; und wieder giebt es Pflanzen, die uns durch ihr ganzes Wesen, ihre Gestalt, Farbe und ihren Geruch so an sich ziehen, daß wir sie sogar mit uns tragen. Und so ist es auch mit den Menschen. Ich möchte fast sagen, der unsichtbare Duft, den der Geist des Menschen ausduftet, wirkt entweder anziehend oder abstoßend auf den andern. Wenn Du ein Käferlein in die Hand nimmst, so schrickt es auf einmal so zusammen, daß es die Füßchen und Fühlhörner einzieht und wie

todt erscheint. Es wird ganz in die Stellung zurückgetrieben, die es im Ei hatte. Und dasselbe kannst Du bei dem Kinde sehen. Vor dem fremden Manne wird es verwirrt und flieht, so viel es möglich ist, wieder an die Mutter zurück und fängt auch schnell zu schlafen an. Aber auch im Gegentheile kannst Du sehen, daß die Braut durch die Gegenwart ihres Bräutigams wie eine Blume aus der Knospe sich entfaltet, freier, muthiger und gesprächig wird. Dasselbe ist zwischen zwei Freunden. So wirkte nun dieser fremde Mann auf mich; meine Seele schwoll auf, wie eine aufbrechende Rosenknospe. Ich empfand, daß er ganz Dem ähnlich war, den ich suchte, nämlich einem Menschen; nicht einem Rathsherrn, oder Pfarrer, oder Hauptmanne, nein! nur einem blanken, fertigen Menschen, der wie ein Stern ist, der noch keinen Namen hat und noch nicht auf der Karte verzeichnet steht. —

Ja, es war ungemein schön. In diesem Thale, das von himmelhohen Felsen eingeschlossen ist, an die sich uralte Sagen knüpfen, an der reinen, jungfräulichen Quelle, die aus dem geheimnißvollen Berge so sanft herauskommt und dann den Wellentanz des Lebens beginnt, an dem frischen Morgen, auf dem noch aller Segen der Nacht ruhte, sah ich einen ganzen Menschen. Wie der Himmel über uns so glänzend rein war, so war der Geist des Menschen; er erinnerte

mich, daß er von Oben stamme. Sein Herz war so weich und mild, wie die sonndurchdrungene Luft an den Wipfeln der Bäume. Und seine Rede kann ich am besten vergleichen mit der reinen Quelle, die vor unsern Blicken in das Tageslicht herausquoll. Sie wirkte so auf mich, wie dieses Wasser, das unmittelbar aus dem Brunnen Gottes kommt, und mich daher auch so durchrieselte, wie ein Getränk aus einer andern, frischeren Welt. Ja! so wirkte sein Gespräch auf mich, während das Gespräch so vieler Menschen die Wirkung in mir hervorbringt, als hätte ich gesottenes Wasser oder dickes Bier oder abgestandenen Wein getrunken.

Vom Leben des Menschen sprachen wir und dann vom deutschen Vaterlande.

„Diesem Wasser hier", sagte er, „vergleiche ich das Menschenwesen; geheimnißvoll ist sein Ursprung; keines Menschen Auge hat noch die Geburtsstätte dieses Baches hier gesehen. Nur soviel weiß man, daß es zuletzt vom Himmel stammt."

„Auch Dieses mögt Ihr bedenken: wenn man das Wasser kennen lernen will, muß man nicht den Fluß betrachten, der durch so viele Dörfer und Städte rinnt, und abgestandenes und verunreinigtes Wasser hat; hier zu dem Ursprunge muß man gehen und solches Wasser trinken, dann weiß man, was Wasser aus Gottes Brunnen ist.

So ist es mit dem Menschenwesen. Nicht aus der Menge müßt Ihr den Menschen nehmen, sondern Den betrachten, dessen Ursprung so geheimnißvoll ist, wie der dieses Wassers. Er allein trägt an sich das reine Menschenwesen; er verhält sich zu den übrigen Menschen, wie dieses ursprüngliche Quellwasser zu dem abgestandenen Sumpfwasser.“

„Auch das mögt Ihr bedenken“, sagte er nach einer Pause, „wie diese kräftige Quelle immer hinausrinnt in's Thal, um das andere Wasser zu erfrischen, damit es nicht faule; so wirkt das Wort und Wesen Christi auf die anderen Menschen. Sein Wort wirkt gerade umgekehrt wie Menschenwort, ebenso wie ein Trunk aus diesem Wasser durchaus anders wirkt als laues Sumpfwasser. Das Sumpfwasser verdirbt die Säfte, macht Ekel und Uebelkeit und löst das Leben auf. Dieses Quellwasser reinigt die Säfte, erzeugt Hunger, erfrischt und erhält das Leben. So ist es mit dem Worte auch. Gewöhnliches Menschenwort verdirbt Verstand und Herz, und die Menschenseele wird faulig; Christi Wort erleuchtet und erheitert und macht die Seele für den Himmel fähig.“

„Aber auch Dieses will ich noch hinzusetzen. Dieses Wasser hier verträgt nicht Jeder. Wer faule Zähne hat, dem bringt es Schmerz, so wie dem, dessen Leib nur an geistige Getränke

gewöhnt ist. Wer erhitzt trinkt, dem bringt es Tod. So ist es mit dem reinen, himmelsklaren Worte und Wesen Christi auch. Der verwöhnten und faulen Seele bringt es Schmerz; der von Leidenschaft erhitzten Seele bringt es Tod. So den Heuchlern."

Jetzt blitzten einige Sonnenstrahlen durch die Bäume auf uns, und das ernste Gesicht des Mannes war wie verklärt. Er schwieg und betrachtete den Farbenbogen, den die Sonnenstrahlen mit den Schaumperlen bildeten.

„Seht dort", sagte er dann, „die herrliche Vermählung des Himmels mit der Erde. Denkt Euch, die Wasserperlen seien reine Menschenseelen, die das Wesen Gottes wiederspiegeln. In die Sonne selbst kann unser Auge nicht sehen, aber wie ihr Licht ist, zeigt sie mir an der Wasserperle. So ist es mit Gott und dem Menschen. Ihn kann Niemand schauen, aber in dem reinen Menschengeiste offenbart er uns sein herrliches Wesen. Eine solche reine, lichtdurchdrungene Perle war der große Menschensohn. An ihm wurde der Vater sichtbar."

Ich kann es Dir wahrhaftig nicht schildern, lieber Leser! wie geistig wohl mir in der Morgensonne bei diesem Gespräche war. In meiner Seele war es wie am Stege unter mir; freudig schäumte mein ganzes Wesen auf und

warf Perlen; es entstand auch in mir ein schöner Farbenbogen.

Wenn nun schon, dachte ich mir, ein mir ebenbürtiger Mensch, wie dieser Mann, so auf mein Wesen wirken konnte, wie mußte erst Der auf den Menschen wirken, der geradezu vom Himmel kam? — Ja, ich kann es gut begreifen, daß seine Jünger Alles verließen und immer mit ihm gingen.

Kennt Ihr, fragte ich den Mann, die Sage vom Kaiser Karl, der in diesem Berge wohnen und einst dem deutschen Vaterlande die Freiheit bringen soll? An dem Birnbaume auf der Welserhaide soll er seinen Schild aufhängen.

„Ich kenne die Sage", erwiederte er, „und kann sie auch deuten. Aus dem Innern eines Berges hofft Ihr Euren Retter, aber den, der vom Himmel kam, wollt Ihr nicht erkennen. Sagen glaubt Ihr, aber Geschichte nicht. Irrlichtern lauft ihr nach, und so seid Ihr kranke Schwärmer geworden. Kaiser Karl wird Euch nicht frei machen. Ihr werdet frei werden, wenn Euch der Sohn (die Wahrheit) frei macht. Die äußere Freiheit nützt nichts; der Mensch muß innerlich frei werden, dann ist er frei. Er muß frei werden von sich selber, von dem schlechten Ich, und das kann nur durch eine Freiheitsschlacht errungen werden. In dieser ist nicht Kaiser Karl, sondern ein höherer König der Heer-

führer. Wer ihm nicht folgt, der muß unfrei bleiben."

„Wißt Ihr, was Euch Deutschen noth thut? Daß Ihr von den Sümpfen und abgestandenen Bächen und von den künstlichen Wassern weg zur Quelle selbst wieder zurückkehrt oder, wenn Ihr wollt, vorwärts geht. Sumpfwasser ist Euer Getränk oder gebranntes Giftwasser und da wollt Ihr frei sein? Halbe Heiden seid Ihr und liebäugelt beständig mit dem Heidenthume, und dann wollt Ihr wieder Christen sein? Ihr seid darum gar nichts, weder Heiden noch Christen, sondern ein Zwitterding, wie die Fledermaus."

„Ungläubig und frech ist Euer Kopf, übergläubig, abergläubig und furchtsam Euer Herz; aus der Mischung dieser beiden Widersprüche besteht Euer Wesen. Auf hohen Thürmen nistet Ihr, wie der königliche Vogel auf der Felsenzinne; aber furchtsam verkriecht Ihr Euch doch wieder in die Winkel der Glockenstube, wie die Maus. Euer Christenthum ist ebenso; halb ist es Freigeisterei, halb altweibisches Wesen; die volle männliche Kraft des Christenthums faßt Ihr nicht, denn der Mensch versteht nur, was er lebt. Bald haltet Ihr Euch für Vieh, bald für Götter. Ihr müßt somit erst ganze blanke Menschen werden, dann werdet Ihr volle ganze Christen werden und frei sein. Das sagt Euren

deutschen Brüdern. Sagt ihnen, das lasse ihnen der Berggeist sagen: Der Naturgeist macht den Menschen nicht frei, sondern der heilige Geist, wie er im Christenthum weht. Wer in die Tiefen der Natur sich verliert, der ist wie in der Sage Einer, der vom Kobold in den Berg geführt wird, seltsame Dinge sieht und hört, aber entweder nie mehr herauskommt, oder verwirrt und träumerisch wird. Nicht auf Kaiser Karl oder Barbarossa hofft, die in den Bergestiefen regieren sollen, bis ihr Bart eine größere Länge hat, sondern auf Den hofft, der über den Sternen regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit."

Wer seid Ihr denn? fragte ich jetzt den Mann.

„Ich bin vielerlei geworden und gewesen, antwortete er, und bin auch jetzt noch im Werden. Das Bleibende an mir ist dieses, daß ich ein Mensch bin, und fort und fort werde, bis ich bin, wozu mich Gott erschaffen hat. Bis dorthin heiße ich Christian Werder. Jetzt muß ich gehen. Lebt wohl!" — und der Mann verschwand hinter einigen Bäumen und Felsentrümmern.

Immer schöner wurde das Thal; die Sonne leuchtete bis auf den Grund des klaren Wassers und die bemoosten Steine glänzten goldig; auch Vöglein kamen und tranken aus dem Wasser; Käfer summten in der Sonne herum und Schmet=

terlinge wagten sich bis zu dem Farbenbogen; die tiefblauen Gentianen sahen wie blaue Aeuglein zu mir empor, die Felsen wurden sonnig warm, und die Quelle selbst schien fröhlicher zu rauschen; — es war ein herrlicher Vormittag; — die Natur erschien vor mir wie eine wundersame, frische Jungfrau; — aber mein Geist und Herz war nicht bei ihr; sie konnte mir das Herz nicht so weit machen, wie der einfache Mann am Felsen. Ich hatte Sehnsucht nach ihm und mitten in der herrlichen Natur dachte ich nur seinen Reden nach.

Was ist denn alle die Herrlichkeit der Natur gegen einen guten, einfachen Menschen? Da, gerade da an diesem schönen Punkte der Erde empfand ich, wie viel ein Mensch werth ist. Mir kam das herrliche Felsenthal vor wie ein schönes Haus ohne Einwohner. O Vater! sagte ich, zwei Dinge gieb mir. Laß mich allüberall das Menschenwesen, Dein Ebenbild, so lieben, wie ich jetzt Sehnsucht nach diesem Deinem Freunde habe; und dann gieb mir, daß ich auf alle meine Brüder so wirke, wie dieser Mann auf meine Seele wirkte; laß mein Wort dieser Deiner Felsenquelle gleichen, daß es meine deutschen Brüder reinige und erfrische.

Auf Helgoland.

Seit ich den Mann am Fürstenbrunnen gesehen habe, sind mehrere Jahre verflossen. Inzwischen bin ich viel in der Welt herumgereist, habe viele Städte und Leute gesehen. Ich nährte im Geheimen stets die Hoffnung, der Mann vom Fürstenbrunnen werde mir wieder einmal begegnen. Das verworrene, nichtige und langweilige Treiben der Städte steigerte meinen Wunsch, ihn wieder zu sehen, zur Sehnsucht. Seine Worte waren für mich ein frischer Labetrunk gewesen.

Ich war auf der Insel Helgoland. Es war wieder im August. Der Vollmond am klaren Himmel ließ mich nicht schlafen; ich stieg auf den höchsten Punkt der Felseninsel, um das Meer im Vollmondlichte zu betrachten. Es war schon gegen Mitternacht; ein tiefes Schweigen lag auf der kahlen Inselhöhe und nur ein leiser Wind strich über sie hin; man hörte das leichte Bran-

den des Meeres an die Felsen aus der grausigen Tiefe herauf. Sonst hörte man nichts; gar nichts. Ich sah immer zum Mond auf, ging rasch vorwärts, um bald das Meer zu sehen. Da stand ich plötzlich am äußersten Rande der Insel — ein einziger Schritt vorwärts und ich wäre rettungslos an der steilen Felsenwand hinab ins Meer gefallen. — — Das Mondlicht hatte mich getäuscht. Ich trat einige Schritte zurück; der Tod hatte mich mit eisiger Hand gestreift; ein kalter Schauer durchrieselte mich.

Am reinen dunklen Himmel stand vor mir der volle Mond und unter mir weit hinaus lag sein millionenmal gebrochenes Spiegelbild auf der grenzenlosen dunklen Meeresfläche. Es war vom Felsenrande hinaus anzuschauen wie eine unermeßliche Silberwiese mitten in schwarzen Wäldern, auf der sich Geister geschäftig bewegen. Mond und Meer hielten geheimnißvolle Augenzwiesprache. Diese spiegelte sich in meinen erstaunten Augen wieder und diese Spiegelung drang tief in meine Seele und ich verglich mich mit dem Meere, den Mond mit Gott.

War es mein Schatten, der mich zur Seite blicken machte?

Nein, es war nicht mein Schatten. Ein Mann stand neben mir in einen langen Mantel eingehüllt. Er war auf dem weichen Grase ungehört an meine Seite getreten. Sein Haar

und Bart war schneeweiß, sein Gesicht im Mondschein blaß, sonst war er rabenschwarz. Ja; Er war es; da stand Er eben so ruhig und bezaubernd auf dem Felsenrande am Meer wie damals am Augustfrühmorgen am Fürstenbrunnen am Untersberg.

Ich trat rasch auf ihn zu und sagte: Erinnert Ihr Euch noch an den Augustfrühmorgen am Fürstenbrunnen am Untersberg?

Er sah mich eine Minute forschend und nachdenkend an, dann reichte er mir wie damals seine weiße Hand und sagte:

„Ja, ich erinnere mich. Euer Haar ist seitdem grau, das meinige weiß geworden."

„Erinnert Ihr Euch noch", fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „was ich Euch damals Euern deutschen Brüdern zu sagen empfohlen habe?"

Ich habe ihnen jedes Eurer Worte gesagt, antwortete ich.

„Eure Brüder", sagte er, „thun nicht darnach. Sie verschmähen die klare Quelle und berauschen sich mit gegohrenem und gebranntem Getränke und so wird ein schrecklicher Morgen folgen, wo scharfer Essig nothwendig sein wird."

Wie so? frug ich.

„Ihr fragt noch!" erwiederte er, „und man muß in Deutschland fast in die tiefsten Wälder flüchten, wenn man dem Jubelgetöse und dem [illegible]en Geschwätz ausweichen will und dieß in

einer Zeit, in der tiefe, schweigsame Sammlung jedem deutschen Herzen Bedürfniß sein sollte. Glaubt Ihr denn, durch Selbstbetäubung, durch Glockenläuten, Böllerschüsse, Fahnentragen und Geschrei das Gewitter verscheuchen zu können, das über Euch steht?"

„Ihr seid entzückt von der Vollmondnacht hier?" sagte er.

Ja, erwiederte ich.

„Und nach Mitternacht wird ein gewaltiges Gewitter über die Insel kommen."

Woher wißt Ihr das?

„Weil dort im Norden schon die Wolken stehen; ich habe sie vom Leuchtthurm aus gesehen. Ihr habt sie nicht gesehen, weil Ihr südwärts dem Mond zugegangen seid. Ihr könnt auch jetzt die Wolken nicht sehen; Eure Augen sind vom Mondlicht geblendet."

Ich dachte schaudernd an die Todesgefahr, in der ich vom Mond geblendet vor einer halben Stunde schwebte. Wie? — wenn es mit meinem Volke auch so stünde?

Haltet Ihr Deutschland schon für rettungslos verloren? frug ich hastig.

„Wenn es so fortfährt und nicht zur Besinnung kommt", erwiederte er, „allerdings. Der Wendepunkt wird bald eintreten."

Wir sahen beide schweigend aufs Meer hin-

aus. Es schlug zwölf auf dem Kirchthurme der Insel.

„Sagt mir, fing er zu sprechen an, wie viel hat denn die christliche Religion in Eurem Vaterlande gewirkt?"

Viel, erwiederte ich.

„Freilich viel", sagte er, „weil jetzt eine solche Verwirrung in den Köpfen und eine solche Erbitterung in den Gemüthern herrscht, daß Ihr nahe daran seid, einander der Religion wegen zu vernichten. Ihr seid unduldsame Sektirer und thatenlose Grübler, aber keine wirklichen Christen. Ich habe Euch am Fürstenbrunnen gesagt, daß Ihr Christen werden solltet. Mir kommt aber vor, daß Ihr nicht Muth und Willenskraft genug dazu habt."

Wie meint Ihr das? frug ich.

„Das Christenthum", erwiederte er, „besteht in der äußersten Anspannung des freien Willens, aus sich selber ein Ebenbild des großen Gottes zu machen. Das ist ein hartes Tagewerk. Dem weicht Ihr feig aus und redet Euch vor, äußerliche Gesetzestreue oder blinder Glaube sei Christenthum und verdammt in Eurer Verblendung Vernunft und Freiheit. Ihr seid in der Religion Müssiggänger, die an fremden Tischen essen und darum niederträchtig sein und erscheinen müssen. Ihr macht es wie ehemals die Prälaten, die zu Ehren ihrer Stiftsheiligen tapfer geschmaust haben.

Wenn Euch der Geist Christi durchdringen würde, hättet Ihr gar nicht Zeit, über die Farbe seines Rockes zu streiten. Ihr würdet dann auch durch das Leben selbst mehr auf die Nicht=christen einwirken, als durch alle Bücher und Reden, die Euch selber immer noch mehr verwirren und erboßen. Werft all den Menschenplunder weg und nehmt in Euer Gewissen Christi Licht auf, wie das freie Meer hier das Himmels=licht."

Ich sagte nichts darauf. Die Gewalt der Wahrheit in seiner Rede hatte mir wie ein Blitz=schlag die Zunge gelähmt. Ich fürchtete, er möchte uns noch mehr demüthigen, wenn ich et=was sagen würde. Er hätte auch ohne Zweifel die theologische Streit= und Verfolgungswuth, die gegenwärtig wieder in Deutschland ausge=brochen ist — er hätte unsere Heuchelei und knech=tische Frömmelei — er hätte unser Komödianten=wesen in Sachen der Religion und dann ebenso unsere windbeutelige Religionsverachtung mit in=nerlichem Aberglauben und Verzweiflung, wie sie im Schwunge sind, mit seinen Blitzworten grell beleuchtet und den Rest meiner Hoffnung auf Wiedergenesung des Vaterlandes zerstört. Mich brannte es freilich, daß er die Willenskraft, also die Fähigkeit, in uns bezweifelte, Christen zu werden; aber ich rang es hinab und schwieg. Hätte ich ihm widersprochen, so würde er gewiß

gesagt haben, ich solle es durch Thatsachen beweisen.

„Ihr wollt", fuhr er nach einer langen Pause fort, „ein freies, einiges und nach Außen mächtiges Volk werden; wenigstens ist viel Gerede davon in Wort und Schrift".

Was haltet Ihr davon? frug ich.

„Nichts," sagte er, so lange so viel geredet, gestritten, gelogen und so wenig gethan wird, was des Aufhebens werth wäre. Ihr macht es hier gerade so wie in der Religion. Ein Anderer soll Euch frei, einig und mächtig machen. Nicht wahr? Barbarossa soll aus dem Berge kommen und es thun, wenn sich kein Fürst auf der Erde dazu findet?

Habe ich Euch denn nicht schon am Fürstenbrunnen gesagt, Ihr sollt weder auf Kaiser Karl noch auf Friedrich Barbarossa hoffen?

Ihr habt nicht darauf geachtet. Sagt Euren deutschen Brüdern, wenn Ihr heimkommt, es stehe in ihren heiligen Büchern selbst geschrieben, man soll nicht auf Menschen hoffen. Wenn die Fürsten Freiheit geben könnten, so würden sie dieselbe zuerst sich selber geben. Sie würden zunächst das Joch Derer abschütteln, die sie durch heiligen und unheiligen Weihrauch betäuben und verderben wollen."

Aber in meinem Volke, bemerkte ich, liegt noch ein lebensfähiger Kern der Freiheit, Einigkeit und Größe. Was haltet Ihr davon?

„Weil Ihr mich auffordert, will ich es Euch sagen“ antwortete er.

„Liegt der Kern, von dem Ihr sprecht, etwa in der Schaar der Höflinge, die durch ihre niedrige Gesinnung selbst den Fürsten widerlich werden?

Oder liegt er etwa im Pöbel, der wie ein Rohr vom Winde hin- und hergetrieben wird, wie ein Kind nur Brod und Schauspiel sucht, und die Freiheit mit Frechheit verwechselt?

Oder liegt etwa der Kern, von dem Ihr sprecht, in jenem Verein von Männern, die sich selbst für die Nation ausgeben, im Trüben fischen wollen und darum ihr Weihrauchfaß mit Einem Zuge aufwärts zu den Fürsten, abwärts zu dem Pöbel und seitwärts auf die fremden Despoten schwingen? Ja, denen sogar die Fürsten und der Pöbel schon bedeuten mußten, sie möchten doch Maaß in ihrem Servilismus halten?

Diese Blüthe der Nation wird das Samenkorn der Freiheit nicht erzeugen.

Oder liegt der Kern, von dem Ihr sprecht, in jener trägen Menge, die nur Ruhe will, um behaglich verdauen zu können und die den Menschen nach dem schätzt, was er verzehrt?

Oder liegt Euer Kern in jener Schaar von Geschöpfen, deren größter Stolz darin besteht, als getreue Sclaven in der Livrée eines Schneiders oder einer Putzmacherin von Paris herumzugehen?

Ich will es Euch kurz sagen: Was bis jetzt vom Volke auf der Oberfläche herausgetreten ist, gibt mit wenigen Ausnahmen geringe Hoffnung auf eine Wiedergeburt Deutschlands. Kein Mensch und kein Volk wird frei ohne Selbsterkenntniß, Selbstbeherrschung und Opfermuth".

Und findet Ihr davon gar nichts in meinem Vaterlande? frug ich.

„Auf der Oberfläche nicht", sagte er, „aber in der Tiefe. Dahin müßt Ihr Euren Blick richten, wenn Ihr hoffen wollt; nicht auf die Aufzüge und Versammlungen. Die wahren Beter muß man auch nicht in den Kirchen, sondern im Kämmerlein suchen. Jene wenigen Männer, die die Mahnung der Zeit verstanden haben, wenig sprechen, viel denken, sich in der Selbsterkenntniß und Selbstbeherrschung üben und an sich und in ihrem Hause das durchzuführen suchen, was sie im Vaterlande zu sehen wünschen — diese Männer tragen den Kern der Wiedergeburt in sich, von dem Ihr gesprochen habt. Die anderen Kerne sind alle ohne Keim.

Auch jene deutschen Frauen, deren Welt ihr Haus ist, die zu stolz sind, nach den Launen einer Pariser Putzmacherin zu erscheinen, deren Vorbild die Mutter der Gracchen ist, jene Frauen, die Selbstbeschränkung und Entbehrung freudig üben und dadurch wirksamst predigen, die fromm sind ohne Worte und dadurch fromm machen, —

diese Frauen sage ich Euch, tragen den Kern der Wiedergeburt des Vaterlandes in sich. Alle anderen sind kernlose, vergoldete Schaunüsse. Euer Nachbar im Westen weiß besser als Ihr selbst, wo Euer Kern liegt, darum sucht er die deutsche Familie aufzulösen, den Mann zum Windbeutel, das Weib zur Kokette zu machen und — der Kern der Freiheit, der Einigkeit, Macht und Größe Deutschlands ist zerstört. Diesen Feind hassen daher auch jene Kernmänner mit der ganzen Kraft der Seele und seinen Namen lehren die Frauen ihre Kinder mit Zorn nennen, während Eure Worthelden ihr Weihrauchfaß auch gelegentlich zu ihm schwingen, weil er ihr Vorbild ist, wie das seinige ein weltberühmter Orden."

„Lebt wohl", sagte er hierauf, „und seht Euch vor, daß Euch das Gewitter nicht überrascht; es erhebt sich schon der Wind."

Damit war er fort, ohne mich einzuladen mitzugehen. Er ging auf den Leuchtthurm zu; seine weißen Haare und sein dunkler Mantel flatterten im Winde; ein riesiger Schatten begleitete ihn.

Der Wind vom Norden wurde stärker, die Brandung lauter, furchtbar schön der Gewitterhimmel über dem unruhigen Meere. Schon beleuchtete grausig schön ein Blitz die weißen Dünenhügel; — ich zog meinen Mantel enger an mich, ging in meine Wohnung und schrieb unter dem Getöse des Gewitters über mir, das der

Mann vorhergesagt hatte, unter dem Getöse des Meeres unter mir und des Herzens in mir, für meine deutschen Brüder auf, was ich erlebt und vernommen hatte.

Ich setzte im Gewittersturm noch dieses bei:

„Wer die Weisheit und die Zucht verwirft, ist unglücklich; eitel ihre Hoffnung; ihre Mühen sind ohne Frucht; unnütz ist ihr Ringen; ihre Weiber sinnlos; ihre Kinder grundschlecht; verflucht die Generation derselben. Denn einer verderbten Nation harrt ein schauerliches Ende.“

Buch der Weisheit 3. K.

„Verflucht sei, wer nach falschem Rath
Mit überfrechem Muth
Das was der Corse=Franke that
Nun als ein Deutscher thut.“

Göthe.

III.

Ein Ostersonntagsbild mit der Unterschrift: „Du zeigst mir den Weg des Lebens."

Schon um vier Uhr in der Frühe glühte der Himmel im Osten und verkündigte einen schönen Ostersonntag der Erde. Ich sprang aus dem Bette, weil mein Freund Victor um fünf Uhr kommen wollte. Wir wollten den Vormittag zusammen verleben.

Da kam er auch, so frisch wie ein Ostersonntagsmorgen; es war mir, als käme er aus einer höhern Welt; so sicher und hold war sein ganzes Wesen. Ja, er kam auch aus der Welt des Glaubens und der Hoffnung und der Liebe, denn ich weiß, daß er nie zu Menschen geht, ehe er im Gebete bei Gott gewesen ist. Er war in meiner Stube das, was der blühende Apfelbaum im Garten ist.

Wir frühstückten zusammen und gingen dann fort, zwischen Saatfeldern und blühenden Kirschenbäumen und an grünenden Hecken, bis wir an einem kleinen Buchenwald auf einer Anhöhe an=

kamen, wo wir uns setzten. Das zarte Laub der Buchen spielte über uns im Sonnenschein.

„Armselige Tröpfe", sagte Victor, „sind die Menschen, denen der heutige Tag nicht wie eine Morgensonne in die Seele dringt und alle Knospen der Hoffnung zum Aufbrechen bringt. Die Menschen kommen mir vor wie Kinder, die sich einbilden, wenn der Weg um einen Berg herumbiegt, oder in einen Wald führt, so daß man ihn nicht mehr sieht, sei er auch zu Ende.

„Wo solch ein Köpfchen keinen Ausgang sieht,
Da stellt es sich das Ende vor."

„Glaub es mir Freund", fuhr Victor nach einer Pause fort, „der heutige Tag offenbart, daß viele Menschen ganze Zwerge und Krüppel sind; sie sind Kinder geworden, wie die Chinesen."

Wie meinst Du das, Victor? fragte ich.

Victor zog das neue Testament aus der Tasche, schlug auf und sagte: „Jetzt höre, was der Apostel sagt: „„Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind, und war klug wie ein Kind, und hatte kindische Anschläge; da ich aber ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war."" (1. Cor. 13, 11). Wenn sich nun das von allen Menschen von selbst verstünde, meinst Du, der Apostel hätte es dann von sich ausdrücklich gerühmt? Das wäre ja eben so lächerlich, als wenn er gesagt hätte, er trage nicht mehr die

Kinderschuhe und den Kinderrock. Er sagt, er denkt nicht mehr wie ein Kind; und das sagt er deßhalb, weil die meisten Menschen, auch wenn sie Stiefel und Sporen und graue Bärte tragen, noch kindisch denken. Und eben das wird an keinem Tage so offenbar, wie am Ostersonntag; da kommt das kindische Wesen so recht zum Vorschein. Mit dem Ostersonntag machen sie es genau wie das Kind mit dem Osterei. Es beguckt es von allen Seiten, freut sich an der rothen Farbe, lernt das aufgeschriebene Sprüchlein auswendig, zeigt das Ei allen Nachbarkindern, beguckt ihre Ostereier, ist eine kurze Weile selig, bis es das Ei einmal fallen läßt. Der Jubel hat ein Ende und es bleibt nur noch der Trost, daß es das Ei aufzehrt. Gerade so, sage ich, macht es das große Kind mit dem Ostersonntag. Es schmückt sich, läßt sich begucken, beguckt die Anderen, hört in der Kirche die herrlichen Sprüche über die Auferstehung, ist voll Vergnügen; aber auf dem Heimwege von der Kirche zerbricht der Glaube — und das große Kind tröstet sich dann mit einem guten Mittagsmahle. Wie gesagt, der Mensch kann mit dem Ostersonntage gerade so viel anfangen, wie das Kind mit dem Osterei."

Ich zog ein Osterei aus der Tasche, das ich für Victor bestimmt hatte, und gab es ihm lächelnd.

„Du bringst mich nicht in Verlegenheit", sagte er, „ich werde das Ei anders genießen, als wie ein Kind. Höre mich an, ich will es Dir sagen. Wenn ich einem Kinde aus der Hauptstadt, das nie auf's Land gekommen ist, einen großen, stolzen Hahn zeige, und ihm ein Ei hinhalte und sage: „„Siehe! hier unter dieser Schaale ist ein lebendiger Hahn eingeschlossen"", so wird das Kind den Kopf schütteln und mich auslachen, und dann in mich dringen, ich soll es ihm doch zeigen. Es sei rein unglaublich. Wenn ich dann dem Kinde sage, es solle in einigen Wochen wieder kommen, ich wolle ihm dann den Hahn zeigen, der aus dem Ei kommt, so wird es diese Wochen hindurch immer an mir zweifeln. Denn wie sollte in einem weißen Ei ein rother Hahn sein? Das sei platterdings unmöglich. Das Ei ist todt und der Hahn schlägt so lustig seine Flügel! Wenn nun gar das Kind in der Küche zusieht, wie ein Ei aufgeschlagen wird zum Kochen, so wird es eben denken wie ein Kind, und Anschläge machen wie ein Kind, und klug sein wie ein Kind, und mein Wort für eine Fabel halten. Und so beschränkt, oder so klug wie dieses Kind sind nun gar viele Menschen; sie glauben dem Worte Gottes von der Auferstehung nicht, weil sie die Natur und das Leben so wenig verstehen, wie das Kind die Entwickelung des Eies, und auch darum nicht, weil sie von einer größeren

Zeitrechnung nichts verstehen, und deßwegen keine Geduld haben, gerade so wie die Kinder. Was dem Kinde die Wochen sind, das sind uns die Jahrtausende; wir Kinder halten es nicht aus so lange zu glauben. Das weiß auch Gott, und darum hat er uns die Natur und unser eigenes Leben als Lehrmeister gegeben, damit wir dann seinem Worte um so leichter glauben möchten. Dasselbe hast ja Du gemeint, als Du mir dieses Ei färbtest und darauf schriebst:

Zu immer höhern, lichteren Gestalten
Will Leben stufenweise sich entfalten;
Und nur der Mensch, der Schöpfung Meisterstück,
Bleibt Er allein auf halbem Weg zurück?

Nein! er bleibt nicht auf halbem Wege zurück; das wäre gerade so, als wenn das aus dem Ei ausgeschlüpfte Hähnchen immerfort ein Küchlein bliebe. Es wird, so viel es werden kann; es wird ein vollendeter Hahn. Mehr kann das Ei nicht werden. Aber der Mensch kann mehr werden, als er auf Erden wirklich wird, und darum wird und muß er noch mehr werden. Und darum ist es so leicht zu glauben, wenn das Wort Gottes sagt, daß der Mensch wirklich noch mehr wird, als er schon hienieden ist. Man darf ja nur der Natur und der eigenen Seele glauben, dann glaubt man leicht der Schrift."

Aber das Sterben, Victor! und das Verwesen, das kommt den Menschen so in die Quere.

„Das ist ganz natürlich“, erwiederte er, „eben weil sie beschränkte Kinder sind und von der Entwickelung gar nichts verstehen. Sonst würden sie doch so leicht einsehen, daß überall der Auferstehung das Sterben nothwendig vorausgeht. Weil man das fast mit Händen greifen kann, darum hat der Apostel auch Den, der daran zweifelt, geradezu einen Narren genannt. „„Du Narr““, sagt er, „„was du säest, wird nicht lebendig, es sterbe denn.““ (1. Cor. 15, 36). Und es ist auch eine Narrheit, zu verlangen, es soll das Küchlein aus dem Ei kommen und das Ei doch nicht zu Grunde gehen, und es soll aus dem Küchlein ein stattlicher Hahn werden, und er soll doch zugleich das kleine furchtsame Küchlein bleiben. Das Leben des Küchleins ist der Tod des Eies, und das Leben des Hahns der Tod des Küchleins. Ja, das ist so einleuchtend, daß wir solche Thiere für Mißgeburten halten, die noch immer etwas von ihrer früheren Form mit herumschleppen; so zum Beispiele, wenn das Küchlein sein Ei nicht los werden könnte. Und gar erst bei dem Menschen! Es ist bekannt, daß die Geburt ein gewaltsamer Vorgang ist, mit Zerreißen (der Eihäute) beginnt und mit Verwesung (der Secundina) endigt. Der neue Mensch weint aus Schmerz, weil ihm Alles neu ist. Und so hat der spanische Dichter Calderon so Recht, wenn er sagt: „„Gleich sind Geburt und

Tod hienieden.““ Ja, es muß der Mensch sterben, damit der Mensch auferstehen kann. Und dennoch können die Menschen noch zweifeln, daß auch dieser Leib da abgelegt werden müsse, wenn wir einen himmlischen erhalten sollen?“

Du hast Recht, lieber Victor! sagte ich, aber es geht den Menschen mit ihrem eigenen Wesen, wie dem Kinde mit dem Osterei, sie denken nicht viel darüber nach, auch werden sie selten auf diese Vorgänge aufmerksam gemacht; man sagt, die Aufklärung schadet dem Glauben.

„Ja“, sagte Victor lächelnd, „das ist so ein bequemer Satz, deren ich mehrere kenne. Aufklärung ist das, was mich über mich selber klarer macht, und das will ja doch um Himmelswillen auch das Wort Gottes; wie kann nun die Aufklärung dem Glauben schaden? Was mich aber nicht klarer macht, das nenne ich nicht Aufklärung, sondern Verwirrung, weil ich noch confuser werde, als ich schon bin. Man müßte also sagen: Verwirrung schadet dem Glauben. Wer sich aber seinen Kopf so leicht verwirren läßt, daß er seinen Glauben preis giebt, der hat nicht viel zu verlieren gehabt. Denn wer einem Schwätzer das Gegentheil von dem glaubt, was ihm sein eigener Verstand sagt, der ist ein armseliges Tröpflein, das sich vom Löschpapier geduldig aufsaugen läßt. Wenn übrigens die Aufklärung dem Glauben schadet, dann hat der Apo-

stel dem Glauben stark geschadet, weil er bezüglich der Auferstehung immer auf die Natur hingewiesen hat, und uns zu dem Weizenkorn in die Lehre schickt."

Gut, sagte ich, Freund! aber viele Menschen kommen gar nicht dazu, die Natur eingehend zu betrachten und ihre Entwickelung zu verfolgen.

„Dafür", entgegnete Victor, „haben sie ein anderes Buch, das ihnen immer vor der Nase aufgeschlagen ist, den Menschen selbst. Ich will das näher erklären. Wenn ein Mensch fünfundzwanzig Jahre alt ist, und ist noch gekleidet wie ein Knabe, spricht und denkt noch wie ein Knabe und reitet auf einem Steckenpferde daher, so sagt doch alle Welt, der Mensch ist ein Knabe geblieben; er ist in der Entwickelung erstickt. Es verlangt also alle Welt, daß der Knabe stirbt, und der Jüngling aufersteht. Es will also alle Welt das Sterben, weil es die nothwendige Bedingung zur Auferstehung ist. Da wäre es ja doch nicht mehr gar so schwer, dem Apostel zu glauben, wenn er sagt, daß der irdische Mensch sterben muß, damit der himmlische Mensch hervorkommen könne! — Ich will aber noch weiter gehen. Wenn man einen vierzigjährigen Menschen sieht der einen sehr starken, ausgebildeten Geist und ein herrliches männliches Gemüth hat, dieser Geist aber in einem zwerghaften, verkrüppelten und gichtbrüchigen Leibe wohnt, was sagt

da alle Welt? Schade, sagt man, dieser Geist sollte in einem Leibe wohnen, der des Geistes würdig wäre; es ist ein schreiendes Mißverhältniß da. Nun ist aber dieses schreiende Mißverhältniß bei allen Denen da, die vom Christenthume ordentlich durchdrungen sind. Der Geist ist himmlisch geworden, er denkt himmlisch und will himmlisch, und er wohnt in einem durchaus irdischen Leibe. Er ist wie eine Lerche in einer Mausfalle. Wenn nun der Mensch das an sich erfährt, ist es denn dann gar so was Unglaubliches, daß sich für den himmlischen Geist ein himmlischer Leib schicke, wie für die Lerche die reine Luft? Und es ist denn dann gar so schwer zu glauben, wenn der Apostel sagt, Gott werde uns um dieses Geistes willen auch einen angemessenen Leib geben, und deswegen müsse der irdische abgelegt werden, weil man den andern doch nicht darüber wie einen Ueberrock anziehen kann? — Gerade daß wir sterben müssen, ist mir die Bürgschaft dafür, daß wir einen himmlischen Leib erhalten werden."

Einige sagen, bemerkte ich, der Geist bekomme gar keinen Leib mehr, wenn dieser abgestreift ist.

„Das wäre gerade so gut", erwiederte Victor, „als wenn ich meinem Knaben seine Kleider ausziehe, weil sie ihm zu enge geworden sind, und ihm dann gar keine mehr gebe. Wäre es

da nicht besser gewesen, ich hätte ihn von Geburt aus nackt gelassen? — Ich halte es mit dem Apostel, der sagt: „„Hat man einen irdischen (natürlichen) Leib, so wird man auch einen geistlichen Leib haben. Aber der geistliche Leib ist nicht der erste, sondern der natürliche, und darnach der geistliche."" (1 Cor. 15, 44. 46.)

Hinter dem Wäldchen, an dem wir saßen, war eine Kirche, in der wurde zum Gottesdienste geläutet.

„Wir wollen hingehen", sagte Victor, „und uns miterbauen."

Wir brachen auf. Da wir zum Anfange des Gottesdienstes zu spät kamen, und die Predigt bereits begonnen hatte, so setzten wir uns in der Nähe der offenen Kirchthüre an die Kirchenmauer und hörten die Predigt.

„Hört Ihr (sagte der Prediger), wie unser Lehrmeister selbst die Auferstehung von den Todten beweist. „„Ihr versteht weder die Schrift noch die Kraft Gottes, sagte er zu den Sadduzäern, die an der Auferstehung von den Todten zweifelten. Gott nennt sich den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Gott ist nun aber kein Gott der Todten, sondern der Lebendigen."" Wißt ihr nun auch, wie das zu verstehen ist? Wie sich ein Vater zu seinem Kinde bekennet als Vater, so bekennet sich Gott zu dem Menschengeschlechte als Schöpfer und Eigenthümer und König. Er schämt

sich nicht Abrahams und Isaaks und Jakobs und des ganzen menschlichen Geschlechtes. Wenn sich nun Gott bekennet als Vater und König, ist er nicht die Quelle des Lebens? Wie kann etwas von ihm ausgegangen seyn und sein seyn und nicht lebendig seyn? Geht aus derselben Sonne etwa Licht und Finsterniß zugleich aus, oder kann sich die Sonne als die Quelle des Schattens bekennen? Wenn nun also Gott der Gott Abrahams und Isaaks und Jakobs ist, und auch unser Gott, so ist das so viel als: Gott ist der Vater wachender und schlafender Kinder, die er auferwecken wird, wenn ihre Stunde gekommen ist. Also merket wohl, was der Herr sagt: Gott ist die Quelle des Lebens und was er sein nennt, das ist lebendig, wenn auch das Leben verborgen ist. Nur uns kurzsichtigen Menschen stirbt Etwas; ihm aber stirbt Nichts; ihm ist das Grab nur eine Larve, unter der ein neues höheres Leben gestaltet wird. Weil wir das nicht sehen, so müssen wir es glauben; denn der Glaube ist eine feste Ueberzeugung von dem, was man nicht sieht. So glaubt auch der Landmann, wenn er sein Weizenkorn begraben hat, daß es sich im Schooße der Erde entwickeln werde zu höherem Leben. Er hat einen festen Grund des Glaubens in der Kraft der Natur, die überall Leben schafft. Und so haben wir einen festen Grund des Glaubens an die Auferstehung

von den Todten in der Kraft Gottes, die nichts Todtes hervorbringt und nichts Todtes duldet. Es ist also nirgends Tod, als nur in unsern Geistern, die die Schrift und die Kraft Gottes nicht fassen können, wie die Sadduzäer; und auch dieser Tod ist nur Schlaf; darum ruft uns der heilige Geist das Wort zu, mit dem ich meine Osterpredigt schließen will: Steh' auf, der du schläfst und steh' auf von den Todten! und Christus der Herr wird dich erleuchten. Amen."

„So", sagte Victor nach einer Weile, „das war einmal eine Osterpredigt nach meinem Herzen. Diese Predigt vergleiche ich dem Sonnenlichte, das zuerst die Berggipfel vergoldet und dann allmählig bis in die verborgensten Schluchten des Thales hineinleuchtet und alle Schläfer aufweckt. Das ist eine Auferstehungspredigt, welche selbst die Todten hier hören konnten, und wenn Einer in der Kirche sitzt und durch sie nicht auferweckt wurde zum Leben des Glaubens, der ist todter als diese Todten in den Gräbern um uns. Todt ist nur der, der nicht glaubt; wer glaubt, der kann nicht sterben."

Wahr, Victor, sagte ich, so denke ich auch. Als ich diesen Boten Christi so reden hörte, erinnerte ich mich immer an seinen Meister, wie er als Gottes Stellvertreter im Garten zu Bethanien stand und zu der zweifelnden und fast verzweifelnden Martha, die das Menschengeschlecht

vorstellt, sprach: „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich (also an das Leben) glaubt, der wird leben, und wenn er auch gestorben ist, und wer lebt und an mich glaubt, der wird nicht sterben.“ Wer also an Gott, das Leben, glaubt, der lebt, ob er nach menschlichen Begriffen todt oder lebendig ist; nach göttlichen Begriffen ist nur der Ungläubige wahrhaft todt.

Die Gemeinde sang den Vers:

Laß, o Sonne der Gerechten,
Deinen Strahl in's Herze gehn;
Gieb Erleuchtung deinen Knechten,
Daß sie geistlich auferstehn.
Hält der Schlaf uns noch gefangen,
O so fördre du den Lauf;
Rufe mächtig: Wachet auf!
Denn die Schatten sind vergangen,
Und der helle Tag ist da:
Gott sei Dank. Halleluja! —

Wir traten den Rückweg an. O, es war ein herrlicher Ostersonntag-Vormittag! Meine Seele war wie ein blühender Kirschbaum geworden, und wohin ich immer blickte, sah ich Leben, und wo Leben war, da fühlte ich die Nähe Gottes, und ich dankte ihm mit tiefgerührtem Herzen dafür, daß er mich geschaffen hat und mehr noch dafür, daß er mich durch seinen Sohn belehrte, wohin der Weg des Lebens führt.

Ich habe in meiner Stube ein Gemälde, das

die Auferstehung Jesu Christi vorstellt, und unter welchem das Wort des Psalmes steht: „Du zeigst mir den Weg des Lebens.“ Als Victor und ich in die Stube traten, war das Gemälde eben von der Sonne beleuchtet. Ich hätte das Bild gerne allen Menschen gezeigt; weil ich aber das nicht konnte, so malte ich mit der Feder dieses Ostersonntagsbild für meine Leser. Wenn Dir die Schatten auf der Welt zu dicht werden, lieber Leser! und wenn Dein Geist einschlafen will, dann nimm dies mein Büchlein in die Tasche und geh' an einem Sonntage Vormittags hinaus an den Wald, und schlage dieses Ostersonntagsbild auf, und lies es aufmerksam durch. Die Schatten Deiner Seele werden schwinden wie ein Traum der Nacht, und es wird immer lichter und sonniger, es wird Sonntag in Dir werden. Ich kann Dir das versprechen, denn ich habe meine Feder nicht in bloße Tinte, sondern in mein eigenes Herz getaucht, das von der Ostersonntagssonne durchglüht war. Was nun so vom Herzen kommt, das muß doch wieder zum Herzen gehen. Den ganzen Tag über wiederholte mein Herz für alle meine deutschen Brüder die Bitte der Dorfgemeinde:

Laß, o Sonne der Gerechten,
Deinen Strahl in's Herze gehn;
Gieb Erleuchtung deinen Knechten,
Daß sie geistlich auferstehn.

IV.

Wie ich mit den Gitznerleuten über Erziehung mich unterhielt.

Gitzen heißt ein mäßiges Bauerngut, das auf einem sonnigen Berge liegt. Durch einen Buchenwald kommt man hinauf; an diesen grenzt ein Obstgarten, in dem fast lauter gutes, edles Obst wächst. Ueber dem Obstgarten steht das Haus. Es ist alt; dicke Mauern und kleine Fenster, und die Hausthüre ist halb gewölbt; die Flur ist mit rothen Marmorplatten belegt. Pfirsichbäume und Weinreben sind an der Sonnenseite an der Mauer. Der Gitzner und seine Frau sind ein verehrungswürdiges Ehepaar, und ihre Kinder sind wie die gut gezogenen Obstbäume im Garten. Da ging ich oft hinauf, aß Obst und Brod und trank mit Georg, dem Hausvater, alten Aepfelwein; wenn Therese, die Hausfrau, Weile hatte, so setzte sie sich zu uns. Der ältere Sohn versah das Feld, und die Tochter das Haus; ein frischer Knabe von etwa zwölf Jahren ging noch in die Schule. Es ging Al-

les im Hause gar still und freundlich ab; die Kinder gehorchten aufs Wort und liebten die Eltern.

Ihr habt Eure Kinder gut erzogen, Georg! sagte ich einmal zu ihm.

„Sie sind so weit gut gerathen" antwortete er, „meine Frau hat mir treulich geholfen, und Gott hat uns den Segen dazu gegeben."

Ihr habt wohl früh dazu gethan? fragte ich.

„Ja wohl", sagte er, „früher als die Kinder auf der Welt waren. Ich will es Euch sagen, warum? Ihr habt gewiß schon von einem Lazarus Gitzner gelesen?"

Ja, sagte ich, wenn es derselbe ist, der einmal im Untersberge beim Kaiser Karl gewesen sein soll; der war Rathschreiber in Reichenhall.

„Ja, derselbe ist's", bemerkte Georg.

Aber wie kommt denn er mit Eurer Kindererziehung zusammen?

„Das wird sich gleich geben", sagte Georg. „Ihr habt gelesen, daß ihm Einer im Untersberge gesagt haben soll, er werde erstochen werden?"

Ja, das habe ich gelesen.

„Nun, da meinte er, er habe in Reichenhall Feinde, und gab seine Stelle auf und kaufte dieses mein Gut, das damals zum Domstift ge-

hörte, und lebte hier. Von ihm heißt mein Gut Sitzen.“

Nun und was ist es weiter? —

„Was ist es weiter?“ fuhr Georg fort, „der Rathschreiber hatte einen Sohn, und den erzog er schlecht, weil er mit seinen Gedanken immer im Untersberg war, und dieser Sohn erstach den Vater da draußen auf dem Weizenfelde, das Ihr von hier aus sehen könnt. Das ist jetzt einige hundert Jahre her. Als ich vor zwanzig Jahren dieses Gut kaufte, da wollten meine Verwandten Nichts davon wissen. Denn, sagten sie, auf diesem Gute gerathen gewöhnlich die Kinder schlecht, und es giebt Unglück. Es liegt auf dem Hause. Nein, sagte mein Weib, glaubt das nicht: auf dem Hause liegt das nicht, sondern am Menschen liegt es. Man muß den Sohn gut erziehen, das ist der beste Bann gegen den Fluch. Kurz, wir kauften das Gut und zogen herauf. Mir war immer das Schicksal des Lazarus Sitzner vor Augen, und so oft ich vom Felde kam, sprach ich mit Theresen darüber, und wir nahmen uns jedesmal vor, die Kinder, die uns Gott geben sollte, recht aus dem Fundamente gut zu erziehen.“

Nun, fragte ich, und welche Grundsätze habt Ihr denn aufgestellt, nach denen Ihr die Erziehung durchführen wollt? —

„Unser erster Grundsatz war, daß wir Zwei

immer fest zusammenhalten und einig sein müßten. Denn glaubt es mir, Herr! viele Kinder mißrathen bloß deswegen, weil die Eltern nicht fest zusammenhalten. Es ist das bei allen Arbeiten so, wo Zwei zusammenhelfen sollen. Wenn ich auf dem Acker Weizen säe, und meine Frau geht darauf hin, und sä't Wicken, so wird die Ernte nicht gar gut werden, es giebt höchstens Taubenfutter. Und dann gar erst, wenn ich einen schief wachsenden jungen Baum anbinde, und meine Frau löst den Bund wieder auf, da schnellt das Bäumchen erst recht auf die andere Seite hinüber."

„Ja", sagte Therese, „Mann und Weib müssen zuerst selbst recht zusammengewachsen sein, und Ein Mensch sein, ehe sie ein Kind in die Höhe ziehen können. Wir haben uns deshalb auch gleich nach der Hochzeit fest vorgenommen, daß wir uns recht zusammenleben wollten, auf daß wir uns selber recht genau kennen, und daß wir uns ausgleichen, ehe Kinder kommen. Denn das ist nicht genug, daß die Eheleute ihre Schränke zusammenbringen, und Eines in den Schrank des Andern hineinsieht; sie müssen auch die Herzen gegenseitig aufmachen, damit sie wissen, was in denselben ist. Die Kinder nehmen immer eine Art vom Vater oder von der Mutter an, und da muß man gleich wissen, was man zu verbessern hat. So ist mein Georg in jüngeren Jah-

ren jähzornig gewesen, wie das meistens die guten Menschen sind, und der ältere Bub schlug ihm nach. Da nützt es dann nichts, zu sagen: du bist wie dein Vater; nein, da muß man gleich entgegenarbeiten, und dazu muß der Vater selbst helfen."

„Ja", setzte Georg hinzu, „so ist's. Bei den meisten Eheleuten ist es aber gerade umgekehrt. In der ersten Zeit, da sind sie vor lauter Liebe zueinander so blind und taub, wie Auerhähne; sie denken gar nicht daran, daß sie auch fehlerhafte Menschen sind. Sie sind voll Rausch. Wenn dann der Rausch verdunstet, dann fängt der Jammer an. Da sehen sie dann an einander wieder gar nichts mehr, als Schlechtes. Dann kommen die Kinder, und dann schimpft die Mutter in dem Buben den Vater, und der Vater nimmt dann sich selbst in Schutz im Buben, und es geht der Hader nicht aus, und aus den Kindern kann Nichts werden."

„So stelle ich mir vor", sagte Therese, „daß es bei dem Lazarus Gitzner gewesen sein muß. Mich geht es nichts an, ob es wahr ist, daß er im Untersberg beim Kaiser Karl gewesen ist (ich für meinen Theil halte nichts darauf), aber für was ist er denn von Haus, Weib und Kind fortgelaufen, um so kuriose Sachen zu treiben? Wenn er in sein Herz und in das Herz seines Weibes und Kindes fleißig hineingesehen hätte,

da hätte er gewiß erfahren, was ihm nützlicher gewesen wäre."

Ja, sagte ich, Ihr habt Recht; mit einer guten Ehe ist es nicht anders, als wie mit dem Wein. In der ersten Zeit muß er gähren und herb sein, dann wird er im Alter immer milder. Wenn aber der Most nur süß ist, dann wird er später Essig. Ich habe das in der Welt oft erfahren. Die besten Ehen waren immer diejenigen, in denen sich die Eheleute frühe darauf verlegten, sich ihre Fehler zu sagen, und die schlechtesten, in denen sie in den ersten Jahren noch immer wie Verliebte dahinlebten. Gott hat die Ehe nicht eingesetzt, daß sich die Menschen noch mehr verblenden sollen, sondern daß sie besser werden. Besser wird aber der Mensch nicht, wenn er blind geliebt wird. Ich kenne eine Frau, die im ersten Jahre ihren Mann immer mit dem Apostel Johannes verglich; als ich sie nach zehn Jahren wieder hörte, da meinte sie, ihr Mann wäre etwa dem Barabbas am ähnlichsten. Ich kannte den Mann gut. Er war weder der Johannes noch der Barabbas, sondern wie seine Nachbarn, mit denen er ging. Dasselbe geschah auch mit der Frau. In den ersten Jahren hieß sie ihr Mann nie anders, als meine Taube, mein Veilchen, mein Maienglöckchen; nach zehn Jahren sprach er von seinem Krokodil und von seiner Brennessel.

„Wir heißen uns“, sagte der Gitzner, „immer Mann und Weib, oder Georg und Therese, oder Vater und Mutter.“

Was war denn Euer zweiter Grundsatz in der Erziehung Eurer Kinder? fragte ich.

„Ha!“ erwiederte Georg, „daß das Kind gehorchen müsse. Da wir Beide Eins waren, so war es nicht schwer, das Kind zum Gehorsam zu bringen. Ich dachte mir so: Alle Sünde des Menschen entsteht aus dem Ungehorsam gegen Gott; denn das ist bei mir Sünde, wenn ein Mensch thut, was ihm Gott verboten hat, oder nicht thut, was ihm Gott befohlen hat. Wenn nun die Eltern an Gottes Stelle sind, so ist das Erste, daß das Kind ihnen gehorcht. Da gab ich auch nicht nach. Ich habe ein altes Sprüchlein, das ich immer den Kindern sagte: „Wer will, der thu's, wer nicht will, muß.“ Als ich meinen ersten Buben einige Male mit der Ruthe durchgesalzen hatte, weil er nicht wollte, da brauchte ich später nur den Spruch zu sagen und auf die Ruthe hinzudeuten; dieses Sprüchlein fuhr dann dem Jungen in die Füße, und er that was ich befohlen hatte. Als er dann größer wurde, erklärte ich ihm einmal den Spruch. Das erste Verslein, sagte ich, geht dein Herz an; das zweite dein Hinterleder. Wenn das erste Verslein genug ist, so braucht's das zweite nicht. Dann sagte der Knabe, er brauche

das zweite nicht mehr, und von dort an durfte ich nur noch das erste Verslein sagen, wenn er zauderte."

Ja, da habt Ihr gut gethan. Mit dem ersten Verse reicht man in der ersten Erziehung nicht aus; der Mensch ist von Geburt aus widerspenstig, und ist auch noch zu fleischlich. Aber man muß es dahin bringen, daß er nicht immer den zweiten Vers nöthig hat; er muß lernen, sich selbst zu bestimmen.

„Das habe ich meinem Buben auch an meinem Schimmel gezeigt. Er brachte mir immer die Peitsche, wenn ich in die Stadt fuhr. Ich ließ ihn einmal selbst fahren. Er hatte nichts Eiligeres zu thun, als an die Peitsche eine neue Schnur anzumachen. „Schlag' den Schimmel ja nicht", sagte ich ihm, „wenn es nicht noth thut!" Als er wieder heim kam, sagte er zu mir: Ich habe die Peitsche nicht nöthig gehabt, Vater, der Schimmel geht auf's Wort; er hat mir rechte Freude gemacht. „Nun", sagte ich, „wenn ein unvernünftiges Thier soviel kann, so wirst wohl Du auch auf's Wort gehorchen wollen. Du hast ja einen vernünftigen Geist." Das begriff der Bub. Ich hatte damals vom Müller in Grünbach, eine Stunde von hier, einen jungen Esel gekauft, und der Junge konnte vor Freuden nicht schlafen, er durfte ihn heim bringen, und er hatte noch keinen Esel gesehen. „Nimm ja

die Peitsche mit", sagte ich ihm beim Fortgehen. O Vater! rief er, das wird nicht nöthig sein; Du sagst ja, der Esel ist viel kleiner als unser Schimmel. „Thut nichts", sagte ich, „nimm nur die Peitsche mit, wenn Du sie nicht nöthig hast, ist es desto besser." — Ach, sagte er, als er heim kam, mir thut der Arm noch weh, und ich habe viel Verdruß mit dem Esel gehabt. Wenn man ihn nicht prügelt, folgt er gar nicht. „Du hast also den armen jungen Esel doch geschlagen?" fragte ich ihn. O du darfst mir glauben, Vater, ich that es gewiß nicht gern; es fing an Schloßen zu werfen und war recht kalt, und ich hätte den armen Kerl so gerne in den warmen Stall zum Futter gebracht; ich habe ihm die schönsten Worte gegeben und mein halbes Brod, aber es half Alles nichts, es mußte die Peitsche her; ich schlug ihn gewiß nur, weil ich ihn lieb hatte und er mich erbarmte. „Nun sieh, Hans", sagte ich, „gerade so gerne habe ich Dich mit der Ruthe gezüchtigt, wie Du den Esel; ich war oft traurig darüber, aber es mußte sein; es wäre aus Dir kein gehorsamer Knabe geworden, der auf's Wort folgt. Sieh, darum sagt auch die himmlische Weisheit: Wer sein Kind lieb hat, der züchtiget es."

Eben kam Hans vom Felde heim; er wischte sich das sonnenverbrannte Gesicht ab, und gab mir die Hand. Wir erinnerten ihn an den Esel,

was ihm viel Vergnügen machte. „An den Esel", sagte er, „denke ich mein Lebtag. Man soll Vieh und Menschen nicht zusammengleichen, aber ich kenne Buben, die diesem Esel auf's Haar gleichen. Ich lache ihre Mutter immer aus, die meint, sie werden durch schöne Worte und Butterbrod gehorsamer gemacht. Wenn ich sie an meinen Esel erinnere, so wird sie böse und sagt: Ihre Buben seien keine Esel, und wenn sie zu Verstand kommen, dann werden sie schon gehorchen; sie werden schon erkenntlich sein für ihre Liebe. „Ja", sagte ich, „seht wohl zu, daß sie es nicht machen wie mein Esel. So lange ich ihm Brod vorhielt, ging er mir nach; als ich dann hungrig und müde war, dachte ich: du hast mein Brod gegessen, jetzt kannst du mich auch eine Strecke Weges tragen. Als ich mich aufsetzte, schlug er aus, und ich saß kaum, so zog er den Kopf zwischen die Vorderbeine und schnellte mich hinab."

Du hast vollkommen Recht, Hans! sagte ich. Mir haben das manche alte Mütter unter Thränen gesagt. Die undankbarsten Kinder sind immer die, denen die Eltern nur den süßen Birkensaft, aber nicht die Birkenzweige zu kosten gegeben haben.

Hans entfernte sich; er ging in den Stall, nach dem Pferde zu sehen.

Nun, Georg! was hattet Ihr noch für einen Grundsatz in Eurer Erziehung?

„Ja", sagte er, „wie soll ich das kurz zusammenfassen? Ich hoffe, Ihr versteht mich, wenn ich Euch sage, daß wir uns alle Mühe gegeben haben, recht christlich zu leben, und die Kinder zu wahren Christen zu machen. Aber das kann man nicht allein mit Worten abmachen; man muß ein Christ sein, und dann erklären sich die Worte von selbst."

Ihr wollt sagen, bemerkte ich, man muß christlich leben, und dann ist das Leben selbst die beste Predigt und Auslegung der heiligen Schrift, und dann dringt es tief in das Herz der Kinder.

„Ja", antwortete er, „das wollte ich eigentlich sagen. Ich kann die Maulchristen nicht leiden, und es ist mir ein Mensch lieber, der vom Christenthume gar nichts sagt, als Einer, der immer davon redet und doch nicht darnach lebt. In jüngeren Jahren kaufte ich viel junge Bäume. Da pries mir ein Gärtner einen jungen Baum ganz besonders an, und er machte ein Wesen, als ob ich des Baumes gar nicht werth wäre. Ich hatte auch im dritten Jahre große Freude, als ich Blätter und seine schönen großen Blüthen sah, und versprach auch dem Pfarrer die ersten Früchte. Aber es kam nichts zum Vorschein, als einige steinigte Birnen, an denen man sich die Zähne hätte ausbeißen können. Seitdem glaube ich dem Baumgärtner nicht mehr,

wenn er Bäumchen gar so lobt; ich kaufe ihm nur mehr solche ab, von denen ich schon weiß, zu welcher Gattung sie gehören, und welche Früchte sie tragen. Seht, gerade so mache ich es mit den Menschen. Leute, die immer von ihrem Glauben und von ihrem Christenthume sprechen, kommen mir vor wie die Bäume, die gar sehr viel Laub haben, und etwa gar gefüllte Blüthen; da ist selten viel Frucht. Es schießt aller Saft in die Blätter. Ich und mein Weib haben uns eine Lehre daraus genommen, und haben uns verabredet, in unserm Hause soll viel Frucht und wenig Laub sein. Wir haben uns aufgesetzt, Tag und Nacht so zu reden und zu leben, als ob der Herr Christus im Hause wohnte, und alles sähe und hörte. Er hat ja auch gesagt: Wo zwei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen. Das habe ich denn auch den Kindern bald beigebracht, und das hat mehr gewirkt, als viel Gerede. Wenn sie dann sehen, daß die Eltern auch so in der Gegenwart des Herr wandeln, dann wird ihnen das Christenthum recht lebendig. Mir hat es immer gar sehr gefallen, daß Gott zu Abraham gesagt hat: Wandle vor mir! Wenn mein Sohn vor mir wandelt, so daß ich Alles sehen darf, was er thut, dann wird er gewiß bestehen. Und ich brachte dann den Kindern bei, daß sie so vor dem Herrn Christus, unserm Meister,

wandeln sollten. Aber nicht bloß auswendig, als Augendiener, sondern inwendig, denn er kennt auch das Inwendige des Menschen. Wenn jetzt mein Sohn oder meine Tochter zu Bekannten auf Besuch gehen, oder sonst wo hin, dann sage ich nicht mehr als: Wandle vor Ihm! Glaubt mir, Herr! es braucht nicht mehr Worte."

Nein, es braucht wahrlich nicht mehr, sagte ich; die Sünden der Menschen kommen alle nur daher, weil sie vergessen, daß Gott überall ist, und nichts hilft mehr die Versuchung zu überwinden, als der lebendige Gedanke, daß Gott immer nahe ist. Das muß ein bis in die Herzwurzel nichtsnutziges Kind sein, das in Gegenwart der Mutter Böses thun kann, und was ist die beste Mutter gegen Gott?

Es wurde Abend und ich ging. Die Sonne vergoldete den Buchenwald, durch den ich wandelte. Wie schön kann die Sonne einen Wald machen, dachte ich, aber um wieviel schöner ist eine Familie, welche in dem himmlischen Lichte des Christenthumes wandelt! —

V.

Ein Spaziergang im Frühling mit meinem Freunde Victor.

Von meinem Fenster aus sehe ich ein liebliches Dorf auf einer mäßigen Anhöhe. Wie ein Stern funkelt am Morgen und Abend die vergoldete Kugel mit dem Kreuze auf dem Kirchthurme, wenn die Wälder rings noch oder schon in tiefes Dunkel eingehüllt sind.

Dieses Dorf müssen wir uns in der Nähe ansehen, sagte ich schon lange zu meinem Freunde Victor; es muß eine wahre Freude sein, von dort auf das Thal und die Stadt herabzuschauen.

So machten wir uns denn gestern nach Tische auf den Weg. Wir bogen von der Landstraße bald abseits, um den Frühlingstag so recht ungestört genießen zu können.

Man muß es mit der Natur wie das Kind mit dem neuen Bilderbuche machen, das sich von der Menge weg flüchtet, um die schönen Bilder ganz ungestört in die offene Seele eindringen zu lassen. So eine Frühlingslandschaft ist eben ein

wundersam schönes Blatt aus dem großen Bilderbuche, das der himmlische Vater seinen Kindern vorzeigt, damit sie daraus abnehmen möchten, welche herrliche und liebliche Gedanken in ihm sind, und wie er sie alle so fein und schön ausdrücken kann, daß alle Maler und Bildhauer und Musiker der ganzen Welt zusammen nur armselige Lehrburschen sind.

Die Luft ist mild und weich und streichelt Deine Wangen, wie ein zartes Kinderhändchen thut. Wo Du hinblickst ist erwachendes Leben. Der Mühlbach rauscht wie ein großer Fluß und bildet sich etwas darauf ein, daß der Müllerknecht mit dem schwachen Kahne nicht auf ihm zu fahren wagt, und wir einen Umweg machen müssen, um zur steinernen Brücke zu gelangen. Jetzt betrachte einmal dieses Gehege am Fußsteig! Die unzähligen Knospen in den dunkelbraunen glänzenden Schalen! Sie können es nicht mehr in dem dunkeln Hause aushalten, es schwillt das grüne, saftige Herz und sprengt die harte Hülle, und hellgrün lachend gucken die Spitzen der jungen Blätter in den sonnigen Tag hinaus. Gebt wohl Acht, liebe Kinder! daß ihr das warme Bettchen nicht zu früh zersprenget! Wie würde euch frieren, wenn der April noch Reif und Schnee brächte! Ja, ihr könntet Alle in einer Nacht sterben, und das Bettchen würde dann euer Sarg werden müssen. Aber Jugend

hat keine Tugend, und am wenigstens die der Geduld! Während ich warne, bricht hier eine Knospe auf und lächelt mich an.

„Du kannst Deine Lunge schonen", sagte Victor heiter, „die junge Brut hat doch nur Ohren für ihren lustigen Trompeter, der von der höchsten Musikantengallerie herab, die ich noch gesehen habe, alles junge Volk verzaubert. Wie am Kirchweihtage, wenn die Musik vom Kirchthurme herab ertönt, die Kinder aus den Betten springen und, noch im Hemde, auf die Straße laufen, um mitzujubeln, so geht es diesen Kindern der Natur mit der Lerche. Selbst unsre Herzen werden ja gerührt und hineingezogen in das allgemeine Schwellen und Treiben, wir sind ja auch der dunkeln Studirstube entlaufen, um den Trompeter zu hören. Da sieh nur, wie dieser Käfer sich abarbeitet, um aus seiner dunkeln Behausung heraus zu kommen in die Sonne. Jetzt klettert er auf den längsten Grashalm, um sich umzusehen in der weiten, weiten Welt, die er erstaunt zum ersten Mal betritt. Jetzt schwankt er auf der Spitze seines Baumes, aber er will um keinen Preis zurück; sieh nur, wie sich der kleine Schelm anklammert. Da flattert an ihm ein gelber Schmetterling vorüber und berührt mit dem weichen Fittig den kleinen Waghals. Wie? wenn er auch so fliegen könnte? — fort und fort — weiter, immer weiter? — er wollte

gerne seiner Heimath auf ewig Lebewohl sagen. Da schwillt sein kleines Herz auf und siehe da, die Schalen theilen sich wie bei den Knospen — viel feiner zusammengefaltet, als die grünen Blättchen in der Knospenhülle, hat er ein Paar Flügel, die zarter sind, als die des Schmetterlings — sie theilen sich — und in unendlicher Lust schwirrend verläßt er den schwankenden Grashalm und fliegt planlos in die weite Welt hinein an die harte Eiche, wo er taumelt und wieder ins Gras fällt. O Käferlein! du wirst dir deinen Kopf noch oft genug anstoßen, bis du begreifst, wozu du deine Fühlhörner hast. —

Man kann keinen Schritt weiter gehen, ohne auf Neues zu stoßen. Da sieh, wie in diesem Weiher aus dem dunkeln Grunde der grüne Frosch durch die klare Fluth eiligst heraufkommt. Der Trompeter hat auch ihn aus seinem langen Schlafe unter kalter Eisdecke aufgeweckt, und nun weiß er nicht, ob er nicht schon etwas versäumt hat, darum rudert er gar so emsig. Jetzt ist er am Ufer; da geht es mit dem Schwimmen nicht mehr; — doch er muß hinaus ins grüne Gras; — sieh nur, wie er sich streckt und seine kleinen Krallen in die Erde bohrt; — ein frischer Sprung und es ist gelungen. Da hockt der nackte Schelm keuchend und sieht in den Wasserspiegel und den Grund hinab, aus dem er gekommen ist. Ja, das saftige, sonndurchwärmte Gras ist freilich

ein anderes Bett, als der dumpfe Schlamm unter der Eisdecke. Wie ist ihm so wohl in der Sonne! — wie liebt er das Licht! Aber ach! du armer Frosch! deine Liebe zum Lichte kann dich verderben. Dort schleichen schon zwei Burschen am andern Ufer, die sich ihr Revier für die nächtliche Jagd ansehen. Dir geht es wie dem Auerhahn, den auch seine Liebe blind und taub macht und verdirbt. Weißt du, was die Burschen thun werden? Mit Kieferfackeln kommen sie bei Nacht an's Ufer, und du meinst, die liebe Sonne besuche dich; da eilst du wie jetzt an's Ufer und das grelle Licht blendet dich, du siehst deine Verfolger nicht — und bist verloren.

Dieser Frosch, sagte ich zu Victor, stellt mir den Menschen vor. Als er unter der Eisdecke im Grunde eingefroren war, ist er wie der Mensch, der im Sündenschlafe liegt. Ach, er kann sich selbst nicht erlösen und die harte Eisdecke durchbrechen. Wohl lebt der Frosch auch unter der Eisdecke, wie der alte Mensch unter der Decke der Sünde; aber was ist das für ein Leben? Es ist dem Tode näher als dem Leben. Da kommt vom Himmel der warme Gnadenstrahl und schmilzt die Eisdecke und dringt bis in's Herz des Menschen, daß es wieder kräftig schlägt; es geht ein höheres Leben an. Da drängt es die gnadendurchdrungene Seele, aufwärts zu stei-

gen, und in dem milden, warmen Lichte des Evangeliums zu leben.

„Gesegnet seien jene hohen Menschen", sagte Victor ernst und feierlich, „die ihre Brüder mit zarter Hand aus der Nacht des Irrthums und der Verirrung zum reinen Himmelslichte der Wahrheit und der Gnade herausführen; sie sind die sichtbaren Engel Gottes. Verflucht aber seien jene frechen und bösen Menschengeister, die aus Hab- oder Herrschsucht ihre Brüder in der Finsterniß schmachten lassen oder ihre eigenen Hirngespinste, Satzungen und Meinungen für ewige Wahrheit ausgeben, mit ihrem rauchenden Pechfackelfeuer ihre armen Brüder wie Frösche blenden, um sie zu ihren gemeinen Zwecken mißbrauchen zu können, und die mit ihrem Pechfackelfeuer friedliche Hütten einäschern und unsäglichen Jammer über die Erde bringen. Das sind die Feinde Gottes, der ewigen Liebe."

Und verflucht auch diejenigen bösen Geister, setzte ich ergriffen bei, die den Morgenstern im Menschen, die Vernunft und ihr sanftes Leuchten, das zu Gott führt, unterdrücken wollen. Sie sind Feinde des menschlichen Geschlechtes. Verflucht sei ihr Andenken!

Und Victor fuhr fort:

„Verflucht, wer mir das Denken wehret!
Ein Sumpf sei ihm als Haus bescheeret,

Im tiefen kalten Waldesgrund.
Ihm leuchte nicht des Himmels Helle!
Ihm riesle nicht die klare Quelle!
Bis seine Seele reuewund.

Viel leichter ist's, den Adler zwingen,
Wenn frei er ist, sich nicht zu schwingen
In seine blaue liebe Luft —
Viel leichter ist's, dem Baum verbieten
Im Mai zu treiben holde Blüten
Und zu versenden ihren Duft —
Als meinen Geist mit seinem Denken
In schwarze Grabesnacht versenken."

Wir gingen weiter. Unser Weg zog sich am Saume eines stillen Wäldchens aufwärts. Duftig, kühl und rein war hier die Luft; zu unsern Füßen floß mit überstürzender Eile ein Bächlein über Stock und Stein in's Thal hinab.

„Nicht so eilig, mein junger Sprudelkopf!" sagte Victor. „Du kommst noch früh genug in die weite Welt hinaus, wo dir gar Vieles nicht gefallen wird. Was wirst du denn dazu sagen, wenn die Menschen in dir ihre schmutzige Wäsche waschen?" —

Doch das Bächlein wollte nichts hören und stürzte fort; es ist in seinen Flegeljahren.

Wir standen auf der Höhe. Da sahen wir weit herum. Dort am dunkeln Berge die Stadt mit ihren Thürmen und Palästen, so ruhig von einer milden Wolke umschattet, als wären darin

keine Menschen, die sich gegenseitig quälen und verfluchen! — Weit hinten ist ein altes Schloß auf einem Felsen, eben von der Sonne glänzend beleuchtet — und weit in weiter Ferne reihen sich Berge an Berge, alle dunkelblau wie ein dichter Veilchenkranz, den Gott gewunden. Ja, Gott unser Herr, wie ist doch dein Name wirklich so groß auf der Erde! Nur ein Theilchen deines Schattens ist sie, von dem wir gestern nur ein Theilchen mit Entzücken gesehen haben. Wo wohnst Du denn eigentlich, großer, herrlicher Vater! Ich und Victor gäben unser Leben darum, Deine ganze Herrlichkeit schauen zu dürfen. Denn was wir da sahen, und es war, wie gesagt, nur ein Theilchen Deines Schattens, das hat uns klar gemacht, nicht bloß daß Du Alles machen kannst, sondern ganz vorzüglich, daß Du über alles menschliche Vorstellen gut bist! Ja, wenn schon dein Schattenbild die Herzen so zu Dir hinzieht, wie muß erst (um menschlich zu reden), Dein liebevolles Auge — ja, wie muß erst Dein Herz, großer Vater sein?! —

Als wir einige hundert Schritte fortgegangen waren, überraschte uns ein liebliches grünes Bergthälchen, das von einem durchsichtigen Bächlein durchrauscht wird. Nahe am Bache den Hügel hinauf liegt ein einfach schönes Bauernhaus mitten in einem Obstgarten, dessen sma-

ragdgrüner Rasen mit hellblauen Himmelssternchen (Scylla) durchwebt ist. Am Bache ist eine Schaar blühender Kinder, welche junge Gänse weiden. Das ist ein Leben und Springen und Singen und Schnattern und Plätschern, daß es selbst die alten ernsten Gänse rührt und sie mit einstimmen in den Jubel. Die süße Zauberin in der Luft, die Lerche, scheint es Allen angethan zu haben. Niemanden leidet es heute im Hause; — seht, dort wird das Wickelkind, erst acht Wochen alt, von der Großmutter in die Sonne getragen; der Urgroßvater sitzt vor dem Hause in dem alten ledernen Stuhl; der Hausvater beschneidet die Bäume; die Mutter setzt Pflanzen im Küchengarten und der Großvater hilft ihr. — Wer möchte heute auch in der dumpfen Stube bleiben? —

Wir wollen doch in eine Stube, sagte ich zu Victor, denn mich dürstet sehr; Dich gewiß auch nicht minder; sieh, dort neben der alten Kirche ist das Wirthshaus; wir wollen einen Krug Bier trinken und dann wieder gestärkt weiter marschiren. Heute werden wir gewiß die Stube leer finden, es wäre denn, daß einige Wanderer wie wir kurze Rast hielten.

Wir traten in die Stube ein. Sie war niedrig und finster und voll Tabaksdampf. Am Ofen saß der Wirth und aß ein Stück Fleisch. Er hatte ganz das Aussehen einer Kellerpflanze,

fahl und welk, und selbst sein Appetit schien unnatürlich zu sein. Seltsam stach von ihm ein baumlanger Jäger ab, der auf dem Backtrog saß und ausruhte. Ihm mochte im Magen seyn, wie seinem Hunde, der mit gierigen Blicken den trägen Esser betrachtete. Am Fenster saßen noch zwei Hausirer neben den großen Päcken, die sie mit sich schleppten. Hinter einer braunen Bretterwand saßen in einem Verschlage zechende Kartenspieler. Sie waren sehr vertieft in das Spiel und saßen schon mehrere Stunden in dieser dumpfen Cajüte. Der frische Jäger sah manchmal mit Verachtnng hinein; die Hausirer ärgerten sich über den Mißbrauch des Geldes. — Ein Fuhrmann in einem blauen Leinenkittel trat mit seiner Peitsche ein und forderte rasch einen Krug Bier, und Wasser für seine Pferde. Er setzte sich mit einem Gruße an unsern Tisch. Als er das Klatschen der auf den Tisch geworfenen Kartenblätter hörte, sagte er: „O Jerum! die mögen in dem dumpfen Loch da drinnen wie Ratten spielen; ich bin froh wenn ich wieder draußen bin in der frischen Luft. Es ist heute ein gar schöner Frühlingstag.“

Er that einen kräftigen Zug aus seinem Steinkruge und ging hinaus um nachzusehen, ob seinen Pferden Wasser vorgesetzt worden.

Victor war von dem kräftigen kothbespritzten Fuhrmann augenscheinlich entzückt.

Gieb Acht, sagte er zu mir, der Mann wird uns noch Freude machen. Er gehört zu den vornehmen Fuhrleuten. Es gibt unter den Fuhrleuten auch verschiedene Arten, wie unter den Birnen, Pfarrern, Schullehrern und so weiter. Der ist keine Holzbirn. Der Fuhrmann trat ein und setzte sich wieder zu uns.

„Tausend!" sagte er, „was ist das für ein schöner Tag. Der hat Euch wohl auch aus Euern Stadtlöchern herausgelockt? Nicht wahr?"

Getroffen, erwiederte Victor. Man lernt auf der Straße von den grünen Blättern oft mehr als in der Stube von den Bücherblättern.

„Da habt Ihr Recht", sagte der Fuhrmann, „man könnte auf der Landstraße genug lernen, wenn man nicht wie ein störriger Schulbube so viel dummes Zeug in sich hätte. Es ist eine wahre Schande; manchmal schäme ich mich vor meinen eigenen Rossen, wenn ich recht zornig gewesen bin und mich ausgeflucht habe. Die Rosse sind viel sanftmüthiger als ich."

Da steht es gut mit Euch, sagte Victor vergnügt.

„Wie so gut?" meinte der Fuhrmann.

Weil Ihr so vernünftig seid und von den Pferden etwas lernen wollt, und weil diese gute Lehrmeister sind, antwortete Victor.

Der Fuhrmann war stolz vergnügt über das Lob der Pferde.

Wir hatten zu Hause auch Pferde, fuhr

Victor fort, die ich ritt und anspannte und im Zorn oft übel traktirte. Das bemerkte meine Mutter und sagte einmal bei Tisch zu meinem Vater:

Es nimmt mich doch Wunder, daß ein Mensch, der viel mit Pferden umgeht, durch sie nicht besser wird.

Dieses Wort traf mich wie ein scharfer Pfeil; ich habe es nie mehr vergessen.

„Seht", sagte der Fuhrmann und schlug auf den Tisch, „da hat Eure Mutter ausgesprochen, was ich mir auf der Landstraße hundertmal gedacht habe. Ihr müßt nicht denken, daß ein jeder Fuhrmann wie ein Stück Vieh neben seinem Wagen hergeht; es kommen ihm auch allerlei Gedanken. Ich habe einen schwarzen Wagenspitz, Ihr könnt ihn gerade jetzt keifen und rumoren hören. Der hat alle schlechten Eigenschaften an sich bis auf eine einzige gute, er bleibt treu beim Wagen. Wenn ich manchmal recht zornig bin, dann wird er noch zorniger und möchte die ganze Welt zerreißen. Da habe ich mir schon öfter gedacht: Was müssen sich doch die sanftmüthigen Rosse von uns Beiden denken; seht und da schäme ich mich dann in die Seele hinein."

Und Ihr werdet in Zukunft Euren schwarzen Spitz allein zornig sein und fluchen lassen, setzte Victor bei.

„Ich hoff's," sagte der Fuhrmann, trank

seinen Krug aus, dankte Victor für seine schöne Unterhaltung, reichte uns seine schwere Hand und ging.

Sieh doch, sagte Victor, was für ein edles Herz unter diesem kothbespritzten Fuhrmanskittel schlägt. Das ist eine rechte Frühlingsfreude.

Wir tranken unser Bier aus, zahlten und brachen auf.

Wir waren im Gespräche fortgegangen, ohne auf den Weg zu merken; da gewahrten wir, daß wir nur um den Hügel herum biegen durften, um ein altes Schloß mit einem kleinen Dörfchen zu sehen. Obwohl die Sonne schon tief stand, entschlossen wir uns zu diesem Wege. „Wer weiß es“, sagte Victor, „wann wir wieder in diese Gegend kommen, und wir haben heute Vollmond, wir können in der Nacht nach Hause gehen.“

In das Dörfchen führt ein schmaler Hohlweg, auf dessen beiden Seiten Gesträuche und hinter denselben kleine Gärtchen sind, durch die man zu reinlichen Häusern aufsteigt. Ein Pfad mit einem Stangengeländer führt weiter hinauf in den Friedhof, an dessen Ende die kleine Kirche liegt. Der Friedhof ist mit einer alten Mauer eingefaßt, auf welcher mächtige Marmorplatten liegen, die hier und dort schon zerbröckeln. An dieser Mauer bleib stehen und sieh hinab! Da liegt vor Dir ein liebliches Dörfchen im Abend-

sonnenschein, und rechts davon hinauf im Thale reiches Getreide- und Wiesenland, das von einem reichen Buchenwalde auf der jenseitigen Anhöhe eingeschlossen wird, auf welcher das alte Schloß liegt. Neben der Kirche steht ein einfaches Pfarrhaus und an demselben ein mit einer niederen Mauer eingefaßter Garten. Als wir eben das Pfarrhaus betrachteten, kam aus dem Garten ein schlankes Mädchen von etwa fünfzehn Jahren heraus, um ins Haus zu gehen. Sie war sehr einfach gekleidet und trug eine lange weiße Schürze; man sah, sie kam von der Gartenarbeit. Es war des Pfarrers Tochter.

„Dieses Gesicht", sagte Victor, „habe ich schon irgendwo gesehen."

Ich ebenfalls, bemerkte ich. Ich kann Dir auch sagen, wo. Du erinnerst Dich, daß wir mit Vergnügen das Bild des Pfarrers A. betrachteten, dessen Schriften über Erziehung uns so viele Freude machten.

„Du hast Recht", erwiderte Victor, „der Mann ist ihr Vater, wir wollen ihn auch sogleich besuchen."

Als wir in das reinliche Haus eintraten, sagte uns eine Magd, der Herr Pfarrer sei im Garten. So gingen wir denn in den Garten. Ja, dort saß er, wie im Bilde, und unterrichtete zwei rothbäckige Buben. Seine Frau, einfach wie das Mädchen gekleidet, saß in der Nähe

und nähte. Der Pfarrer empfing uns sehr freundlich, ohne viele Complimente. Er schickte die Knaben fort; auch die Frau ging bald ins Haus, und so waren denn wir allein im Garten.

Wir kamen unter Anderem auf das Leben eines Landpfarrers zu sprechen. Es war uns höchst interessant, was uns der Pfarrer über sein eigenes Leben erzählte.

„Meine eigentliche Bildung zum Landpfarrer", sagte er, „verdanke ich einem ganz schlichten Pfarrer in einem abgelegenen Walddorfe, bei dem ich Vikar gewesen bin. Er hat mir eigentlich weit mehr genützt, als alle Hochschulen, die ich besucht hatte. Ich hatte die theologische Prüfung gut bestanden, hielt mich für sehr gelehrt, für einen guten Prediger und vor Allem für durchweg rechtgläubig. Nie hätte ich geglaubt, daß ich als Landpfarrer sterben könnte. Ich wurde in einem altadeligen Hause Lehrer. Anstatt mir das anzueignen, was die Folge unabhängiger Lebensstellung ist, eignete ich mir die Ungereimtheiten, den Dünkel und die Genußsucht der adeligen Herren an. Als meine Zeit um war, kehrte ich in meine Vaterstadt zurück, und — wurde als Vikar dem Dorfpfarrer im Walde zugewiesen. Der Mangel an jungen Geistlichen war fühlbar; ich mußte gehorchen. Nun stellen Sie sich den theologisch hochmüthigen und im hochgräflichen Hause verwöhnten jungen Mann an dem Abende

vor, als er in dem Walddorfe und im Pfarrhause ankam. Natürlich war ich von der nächsten Poststation mit einer Chaise gefahren. Die jungen Cavaliere machen es ja auch so. Im Pfarrhause saß die ganze Familie, aus vier Köpfen bestehend, in einer ärmlichen Stube am Tische und ließ sich Kartoffel mit Butter trefflich schmecken. Ich wurde sehr liebreich empfangen — ganz anders als im Grafenhause — ich aber war ein vornehmer Herr voll Rechtgläubigkeit; die ärmliche Stube, das Abendessen, die ganze Gesellschaft kam mir gemein vor und ich benahm mich darnach, das heißt gemein, das heißt hochmüthig. Der alte Pfarrer ließ mir das beste des Hauses auffetzen, frug mich um Mancherlei; ich gab widerwärtige Antworten. Die Frau Pfarrerin frug um meine Eltern, die beiden Kinder frugen um meine Geschwisterte und so weiter — und ich antwortete wie ein Windbeutel. Der Pfarrer führte mich auf mein Zimmer, in dem Alles äußerst reinlich, aber einfach, fast ärmlich war. Er nahm mit einem herzlichen Worte Abschied; ich mit einer Verbeugung. Ich warf mich auf das altmodische Sopha und stellte Vergleiche an zwischen meiner Wohnung im Schlosse und im Pfarrhause. Ich wußte damals noch nicht, wie viel von der Gesinnung eines betreßten Bedienten ich schon an mir hatte, der die silbernen Ketten der Freiheit vorzieht. So

viel war mir klar: Wenn ich hier bleiben sollte — und das mußte ich pflichtgemäß — so mußte eine Umwandlung geschehen, entweder im Pfarrhause oder in mir. Im Pfarrhause herrschte die größte Einfachheit, Ordnung, Harmonie; in mir das gerade Gegentheil; ich war ein Wechselbalg, halb Junker, halb Pfaff. Hinter meiner Orthodoxie lauerte eine weltliche Seele, mein Junkerthum mahnte an einen Kammerdiener, meine theologische Gelehrsamkeit war wie das Kaffeetuch meiner Pfarrerin aus hundert verschiedenen Stoffabfällen zusammengesetzt. Im Pfarrhause hatte man reine aber grobe Wäsche aus selbstgesponner Leinwand; ich trug natürlich nur feine Wäsche, „wie es meiner geistlichen Würde, meiner Gelehrsamkeit, Rechtgläubigkeit, Gottseligkeit und meinen Aussichten auf die Zukunft geziemte." Die Pfarrersfrau mit ihren Töchtern fältelten und plätteten geduldig meine feine Wäsche. Kleider und Stiefel ließ ich mir natürlich von der Stadt bringen. Ich mußte eine Filiale besorgen, die eine gute halbe Stunde entfernt war. Der Pfarrer überließ mir die ganze Seelsorge in derselben und empfahl mir besonders die Schule. Die Zeit meiner Anstellung fiel in den Spätherbst. Wie ich von dem Filialdorfe nach Hause kam, wurde ich freundlich empfangen; mein Stübchen war sauber hergerichtet und trefflich erwärmt. Der Pfarrer unterhielt sich gerne mit

mir über die Seelsorge und die Schule insbesondere. Er drückte leise und unvermerkt die dünnen Stellen durch, die in meinem theologischen Mantel waren. Er hatte viele Menschenkenntniß, ich gar keine. Er warf die trefflichsten Bemerkungen und Regeln heiter gesprächsweise hin und ich konnte mich ihrer Gewalt nicht entziehen, so sehr sich mein orthodoxer Hochmuth dagegen sträubte. Als ich einmal über den nassen Weg zur Filiale klagte, deutete der Pfarrer freundlich darauf hin, daß der Dorfschuster gutes starkes Leder habe und solid arbeite. Er hat große Familie setzte er bescheiden bei und würde froh sein, für Sie arbeiten zu können. Diese Stiefeln führten die Krisis in mir herbei und darauf folgte meine Umwandlung. Erst nach einem Kampfe entschloß ich mich, bei einem Dorfschuster grobe Stiefeln zu bestellen. Sie standen fertig in meinem Stübchen; als der erste Schnee fiel, zog ich sie zum erstenmal an. Nicht ohne Grund sah die ganze Familie mit auffallendem Vergnügen auf dieselben, als ich meinen Weg antrat. Dem scharfsichtigen Pfarrer entging nicht, daß mit diesem Tage eine neue bessere Ordnung in meinem Leben beginne. Auf dem Wege zur Filialschule fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Ich sah erschreckt, welche Rolle ich mit meinem aufgeblasenen, hochmüthigen, eitlen Wesen in der Dorfschule vor blutarmen Kindern, in dem

Walddorfe vor den entbehrenden Hüttenbewohnern, und endlich gar erst in dem bescheidenen Pfarrhause gespielt hatte. Ich verglich dann das Grafenschloß mit dem Pfarrhause; dort war ich doch nur ein Bedienter besserer Art und von den Launen meiner „Herrschaft" abhängig geween, hier wurde ich wie der Sohn des Hauses mit der zartesten geduldigsten Liebe ertragen und behandelt. Ich verglich meine aufblähende unduldsame Rechtgläubigkeit mit dem still thätigen echt christlichen Walten des Pfarrers in Familie, Schule und Gemeinde. Ich nahm mir vor, den Junker und Pfaffen aus mir auszutreiben und ein christlicher geistiger Geistlicher zu werden. Wie ganz anders muthete mich das stille Pfarrhaus und mein Stübchen an, als ich dasselbe wieder betrat. Ich warf den eitlen Plunder bei Seite und ließ mich vom Dorfschneider bekleiden, fest, solid, warm. Jetzt machte ich mich ans Lernen; ich wußte und konnte so blutwenig Ersprießliches fürs Leben. Ich lernte vom Pfarrer den Menschen kennen, mit ihm christlich umgehen und ihn erziehen; von der Pfarrersfrau und ihren Töchtern lernte ich, wie schön der Mensch ist, wenn er still arbeitet und entbehrt. Ja, sie hatten sogar meinetwegen entbehrt, ohne es auch nur leise merken zu lassen. Sie aßen die abgerahmte Milch, um mir den Rahm zum „Thee" (den ich der Vornehmheit halber genommen hatte) auf

mein Zimmer zu bringen. Sie unterließen die wenigen Besuche bei den Verwandten in der Stadt, um das Geld für meinen Unterhalt zu sparen. Und immer waren sie heiter.

Zwei Jahre hatte ich das Glück, in diesem Pfarrhause im Walddorfe zu weilen und zu lernen. Sie gehören zu den fruchtbarsten und schönsten meines ganzen Lebens.

Ich wurde als Verweser in eine entfernte Gegend abgerufen. Ich setzte das Lernen fort und unterhielt mit meinem Pfarrer fleißigen fruchtbaren Briefwechsel. Es vergingen mehrere Jahre, in denen ich verschiedene Stellen bekleidete und viele Menschen und Lebensverhältnisse kennen lernte. Zuletzt wurde ich Landpfarrer. Ehe ich die Pfarre bezog, besuchte ich das Pfarrhaus im Walddorfe. Des Pfarrers ältere Tochter hatte den benachbarten Apotheker geheirathet, die jüngere Tochter Marie war bei meinem Abgange vom Pfarrhaus ein unscheinbares schüchternes Mädchen von vierzehn Jahren. Wie hatte sich dieses Waldröslein seitdem entfaltet! Ich hatte mich seit einiger Zeit unter den Töchtern des Landes schon hie und da für den Fall umgesehen, daß ich Landpfarrer werden sollte. Ich fand nicht, was ich suchte; an Marie hatte ich nicht gedacht; sie lebte in meinem einfältigen Gedächtnisse nur als das schüchterne vierzehnjährige Kind fort. Jetzt trat sie mir als liebliche Jungfrau entge-

gen. Mein Entschluß reifte über Nacht. Ich verpflanzte das Waldröslein in mein Pfarrhaus und wir führen eine Reihe von Jahren ein glückliches, weil thätiges und zufriednes Leben. Mein Pfarrhaus ist so eine wahre Filiale des Pfarrhauses im Walddorfe geworden."

Es war Abend geworden, und wir wollten gehen. Der Pfarrer gab es nicht zu, wir sollten sein Abendbrot theilen. Wir gingen in die Familienstube. Das war wohl ein erquickender Anblick. „Wir haben heute alle wacker gearbeitet", sagte der Pfarrer, „und ich denke, der Tag ist nicht ohne Frucht für hier und dort." — Um einen runden Tisch herum saßen denn der Pfarrer, seine Frau, die sich an den Gästen freute, die schlanke Bertha und die zwei frischen Knaben, die wir im Garten sahen. Das Mahl war kurz und einfach und fröhlich: eine große Schüssel voll Gerstensuppe, Kartoffeln und etwas Speck; der Pfarrer und wir tranken einen Krug Bier. Der Hausvater sagte vor und nach dem Essen einen Segensspruch. Während des Essens erzählte er lustige Sachen; die freundliche Frau versorgte uns mit Speisen und Getränken, Bertha ging ab und zu; die beiden Knaben waren entzückt über Alles.

Da kam der Vollmond feierlich über den Wald herauf; er mahnte zur Heimkehr. Wir brachen auf und gingen. Victor und ich spra-

chen noch viel auf dem Heimwege; ich will Euch dies ein anderes Mal erzählen. —

Ja Vater! Du zeigst Dich herrlich in Deiner Schöpfung, das haben Victor und ich gestern gesehen; aber noch viel herrlicher in Deinen Kindern, die von der Lehre Deines Sohnes durchdrungen sind, wie die stille Pfarrersfamilie. Wir haben zwei Deiner Reiche auf Erden gesehen: das Reich der Natur, in dem Du herrschest als Schöpfer, und das Reich der Gnade, in dem Du waltest als Vater. Ich und Victor wollen Dir für den Nachmittag danken und darum schrieben wir das Erlebte auf, damit auch andere Menschen, die nicht so leicht hinaus gehen können in Deinen Frühling, etwas erfahren und Dich preisen.

VI.

Winterabende beim Sonnenwirth. Was für einen Wirth Victor kennt.

Wenn ich manchmal im Winter lange genug mit den Todten mich beschäftigt und gesehen habe, wie sich seit Tausenden von Jahren die Geister abgemüht haben, aus sich selbst herauszubringen, woher wir Menschen denn eigentlich sind und wohin wir wollen, dann schlage ich die Bücher zu, fülle meine Tubaksblase mit Holländer, stecke meine Pfeife in die Tasche, nehme Hut und Stock, und wandere längs der Stadtmauer in ein kleines Wirthshaus an der Landstraße. Das thue ich deshalb, um ein gutes Stück von recht gesundem, natürlichem Menschenleben zu sehen und zu genießen; und ich versichere Euch, das hat eine weit besser heilende Kraft in sich, als Karlsbad und Kissingen und alle Bäder zusammengenommen. Ich setze mich in eine Ecke am Fenster, von wo aus ich auf die Thüre sehe und die ganze Stube überblicke und auch auf die Straße blicken kann. Da trinke ich dann braunes Bier

und rauche meine Pfeife und lasse Alles, wie es eben kommt, in meine Seele einziehen, wie wenn sie die Stube wäre. Ja, ich wünschte, manche Seele gliche dieser kleinen, reinlichen und so wohnlich eingerichteten, warmen Stube, die alle Menschen ohne Unterschied mit gleicher Liebe aufnimmt. Ueber der Thüre ist der Monatstag zu sehen, auf der Thüre selbst der Biersatz angeschlagen. Neben der Thüre ist ein gelb angestrichenes Schenkkästchen, auf dem ein glänzend gescheuerter kupferner Schwenkkessel mit Wasser steht. Daneben pickt eine alte Schwarzwälder Uhr. Auch der dunkle warme Ofen glänzt, an dem mein Gastwirth seinen Stuhl hat. Die kleine Stube ist so rein gefegt, daß man auf dem Fußboden essen könnte, und die Bänke und Tische sind so rein, als wären sie neu aus Ahornholz. Die Wände sind einfach roth und gelb gemalt, bis zur Hälfte getäfelt und mit vielen Kupferstichen aus alter Zeit verziert. Wie behaglich warm ist es in diesem reinlichen Stübchen, wenn draußen der Wind den Schnee an den Fenstern vorübertreibt, und sich in den Mantel des Bauers verfängt, der vom Landgerichte heimgeht! Aber was der Ofen für meinen Leib ist, das ist der Wirth am Ofen für die Seele. Er ist ein warmer, guter Mensch, an dem ich gelernt habe, wie ein Wirth eine lebendige Predigt des Christenthums sein kann. Er ist ein kleiner, untersetzter

Mann mit etwas Gicht in den Füßen; sein Gesicht hätte er anstatt seines Schildes hinaushängen können, und Jedermann hätte gewußt, daß sein Gasthaus zur Sonne hieße. Er scheint sich auch ganz nach der Sonne gebildet zu haben. Wie sie jede Kreatur mit der gleichen Unparteilichkeit bescheint und erwärmt, so macht es auch mein vortrefflicher Kaspar Sommer. Aber dafür hat er auch die Anziehungskraft der milden Sonne, welche alle Wesen aus ihren Löchern hervorlockt. Wer ihn kennt, geht nicht leicht an seinem Hause vorbei; gar Mancher geht hinein und trinkt einen Krug Bier, wenn er viel Verdruß hatte, damit er an Kaspar wieder ein freundliches Menschenangesicht sieht, und sich mit der Menschheit wieder aussöhnt. Kaspar ist jetzt ein wohlhabender Mann, aber er läßt es sich nicht nehmen, die Gäste selbst zu bedienen, so wie seine brave Frau unverdrossen kocht. Sechsundzwanzig Jahre hat mein Kaspar in einem Bräuhause gedient, und was er jetzt sein nennt, das ist bis auf den Fidibusbecher rein und ehrlich erworben; er und seine Frau sind vom Vaterhause so arm weggegangen, wie Kirchenmäuse. Nun werdet Ihr glauben, mein Wirth sei ein filziger Kerl, der immer nur auf seinen Nutzen und auf Gewinn sieht, und hinter dem freundlichen Gesichte den Eigennutz verbirgt. — Da seid Ihr auf dem Holzwege. „Man muß ar-

beiten, sparen und zusammenhalten und nicht splendid thun", sagte er einmal zu mir, „bis man Etwas gesichert hat; dann aber kann und soll man das Uebrige nur für seinen Nächsten verwenden. Ich wollte in meinen jungen Jahren kein Verschwender, und will jetzt in meinen alten Tagen kein Geizhals sein; ich weiß nicht, wer von beiden übler daran ist."

Zwei Bauern fuhren vor, welche meinem Wirthe Stangen gebracht hatten. Da konnte man gleich sehen, wie Kaspar mit Menschen und Vieh freundlich umzugehen weiß. Die Bauern setzten sich zu dem Tische an dem Ofen; Einer derselben hatte einen Buben bei sich, einen schwarzhaarigen, stumpfnasigen Kerl von zwölf Jahren. Eben diese beiden Bauern waren in Geldverlegenheit gewesen, und Sommer hatte ihnen vor einiger Zeit auf ihr Wort Geld geborgt und sie aufgefordert, ihm Bohnen- und Hopfenstangen zu bringen, dann wolle er mit ihnen abrechnen. Heute nun kamen sie mit ihren Stangen an, und saßen am Ofen. Sommer brachte ihnen zwei Krüge Bier, Preßsack und Brod und munterte sie auf, das Gegebene sich schmecken zu lassen. Die Bauern griffen tüchtig zu, und der Eine gab seinem Buben ein Stück Preßsack und schnitt ihm ein Stück Brod vor, das der Junge auch mit Heißhunger zu verschlingen anfing. Da kam der Wirth aus der Küche herein, und brachte

einen Teller mit Ueberbleibseln vom Mittagtische und stellte denselben mit einem heitern Witze dem Buben vor. Es waren darunter Ueberreste von Geflügel, die weder der Bub noch sein Vater kannte. Da sich der Junge nicht zu helfen wußte, so gab ihm der Vater den Rath, das Ding kurzweg zusammen zu beißen, was denn auch geschah.

„Ich habe fünf Buben", sagte der Bauer, „und ein jeder wollte heute mit mir in die Stadt fahren; da sagte die Mutter: wer zuerst mit dem Mittagessen fertig wird, der darf mitfahren; da machte es dieser kurz und aß gar nichts, und so durfte er mit."

Wie weit seid Ihr her? fragte ich.

„Ha", sagte der Mann, „mit meinen Kühen brauche ich bald drei Stunden."

Jetzt erklärte ich mir den Appetit des Buben.

Hatte mein Wirth für die Leute gesorgt, so vergaß er auch des Viehes nicht.

„Komm heraus, Knecht!" sagte er zum Buben, „ich gebe Dir Trebern für die Kühe."

Der Bub stolperte hinaus. —

„Der Wirth", sagte der ältere Bauer zu mir, „sollte eigentlich nicht alt werden und sterben, es ist Schade um ihn."

Der Kerl mißfiel mir; er schwatzte so viel von Nächstenliebe, und wie die Menschen sein sollten, und wie der Wirth eine solche Ausnahme

sei, daß er ihm Geld geborgt habe, ohne ihn zu kennen u. s. w. Dann sprach er von seinem seligen Vater, der ein Musterbild aller Vollkommenheit sei, und wie er selbst, bei Gott! seinem seligen Vater ganz nachschlage. Dann kam er auf seine Kinder, die er alle, fast ohne irgend eine Strafe anwenden zu dürfen, durch das bloße Wort musterhaft erzogen habe. Ein Sohn sei Soldat; zwei Kinder seien in Amerika, reich verheirathet; eine Tochter wolle wieder hinüber, aber sie müsse warten, weil er selbst noch daran denke, mitzugehen, wenn die Dinge in Bayern nicht anders würden, denn so könnte man nicht existiren u. s. w. Eben hatte der Schurke erfahren, wie menschenfreundlich man in Bayern ist, und doch sprach er mit solcher Unzufriedenheit vom Vaterlande. Der andere Bauer schwieg immer. Nachdem sie ausgetrunken hatten, machte mein Kaspar keine Anstalt mehr, die Krüge wiederholt zu füllen. So konnten mit dem Traktament zufrieden sein; aber sie waren es nicht. Der Alte verlangte noch ein Seidel Bier, mit dem Zusatze, er wolle es zahlen.

„Mehr“, sagte er, „als drei Seidel kann ich durchaus nicht trinken; ich bin wie mein seliger Vater, der mich noch reut; ich wollte ihn mit einer Nadel aus dem Grabe kratzen.“

Der Wirth füllte den Krug bis oben, und mein Bauer soff denselben fein fleißig aus, und

ich bin überzeugt, er hätte einen dritten und vierten ebenfalls ausgesoffen, wenn er sie umsonst bekommen hätte. Dann renomirte der Kerl noch Allerlei daher; unterdessen nahm Sommer die Peitschen der Bauern, untersuchte sie, holte Schnüre, brachte sie in Ordnung und sagte:

„Ihr seid mir rechte Bauern; könnt Ihr Euch doch nicht einmal eine ordentliche Peitsche für Eure dürren Kühe machen.“

Das war gut; der alte Maulheld war mit dem milden Scepter seines Vaterlandes unzufrieden, und konnte sich selbst nicht einmal eine Peitsche zurecht richten. Das habe ich übrigens bei vielen Weltverbesserern gesehen; in ihrem eigenen Hause herrschte die größte Unordnung. —

Als die Bauern abgezogen waren, sagte ich zum Wirthe:

Der ältere Bauer hat mir sehr mißfallen. Der Mensch ist ja wie ein übertünchtes Grab. Wie mochten Sie mit ihm so freundlich sein?

„Ha!“ erwiederte Sommer, „ich mache es wie die Sonne, ich thue meine Schuldigkeit; wenn der Frosch doch nicht warm wird, dann ist es nicht die Schuld der Sonne. Und wer mit dem Landvolk viel Umgang gehabt hat, wie ich, der weiß, wie die Menschen so werden, und dann verliert man den Zorn gegen den Einzelnen.“

Erklären Sie mir das, Herr Sommer! sagte ich.

Es waren eben keine andern Gäste da und Sommer setzte sich zu mir.

„Sehen Sie“, fuhr er fort, „ich habe mir die Sache so zurecht gelegt. Einmal geht der Bauer viel mit der widerspenstigen Natur um. Er sieht sie mit ganz anderen Augen an, wie wir. Der Boden neckt ihn, der Himmel neckt ihn, die Sonne, die Witterung, das Vieh neckt ihn durch Widerspenstigkeit, selbst das Schwein, wenn es nicht fett werden will, die Vögel, die ihm den Samen wegfressen, selbst die Käfer und Würmer; Alles macht ihm Verdruß. Daher geht der Bauer nicht, wie wir, in die Natur hinaus, um sie zu bewundern, oder sich zu ergötzen, er bleibt lieber am schönsten Sonntage in der Stube und spielt mit Karten. Er liebt auch nur die Blumen, die seiner Nase wohlthun. Also die Natur macht das Herz des Bauers nicht milder und weicher; im Gegentheil, sie verhärtet es noch mehr; er betrachtet sie ganz wie seinen störrigen Ochsen.“

Gut, sagte ich, das ist mir sehr einleuchtend, Herr Sommer! aber der Bauer hat doch ein schönes Familienleben, er hat ein eigenes Hauswesen und ist wie ein Patriarch unter seinen Leuten.

„Ja“, sagte Sommer, „da raucht's gewöhnlich stark. Auf die Art, wie der Bauer die Natur ansieht, betrachtet er auch die Menschen.

Meinen Sie denn, er sieht im Knechte einen Bruder oder Menschen? Nein; nichts als ein Stück Zugvieh, das ihm Geld kostet, und das er ernähren muß; darum kann ihm der Knecht nie genug arbeiten. Wird der Knecht krank, so haßt er ihn geradezu. Sein Weib betrachtet er im besten Falle als die erste und verläßlichste und wohlfeilste Magd, weil er ihr keinen Lohn auszahlen darf, und weil sie in Allem seinen Willen thun muß, was bei den andern Mägden nicht der Fall ist. Diese sind daher auch gröber mit ihm, weil sie freier sind, und von ihnen läßt er sich viel gefallen, von seinem Weibe Nichts. Zwei Kinder, einen Buben und ein Mädchen, läßt er sich gefallen; es gibt einen Knecht und eine Magd. Wenn Gott mehrere Kinder schickt, so wird er unwillig, weil er so viele Löffel braucht. Ihr gesunder Appetit ist ihm ein Gräuel in den Augen. Er beneidet den Nachbar, der keine Kinder hat, und daher am Sonntag Braten essen kann. Weib und Kind wirken auf sein Gemüth gerade so ein, wie die Schaben auf seinen Pelz. Dazu kommt dann noch das Allerärgste. Es lebt der Vater oder die Mutter, oder gar der Schwiegervater noch mit großem Austrag. Die sind für seine Seele das, was ihm Felsstücke im Acker sind. Wenn der Vater oder die Mutter krank wird, und der Arzt sagt, es sey wenig Hoffnung auf

Genesung vorhanden, so muß das Weib fragen, ob der „Vater" oder die „Mutter" nicht noch Geld in einem alten Sack oder Strumpf versteckt hat. Wenn dies nicht der Fall ist, so geht er zum Pfarrer, läßt dem Kranken das Abendmahl reichen und dann liegen, bis er stirbt. Die Magd bringt dem Kranken die karge Nahrung. So sieht es also in der Familie aus, Herr! sagte Sommer, und ich habe Recht, wenn ich sage, es raucht in dem Hause des Bauern. Hui! wie friert mich, wenn ich daran denke, wie kalt es da ist!" —

Lieber Herr Sommer! sagte ich, Sie haben da ein düsteres Gemälde entworfen, und man möchte fast traurig werden, wenn man ein Dorf sieht. Aber es ist ja doch auch ein Kirchthurm zu sehen; ich meine, das Christenthum wird doch Wärme in das Haus bringen und auf das Herz des Bauers wirken!

„Ja, Herr!" erwiederte Sommer, „mit dem Christenthume ist es eben auch wie mit der Sonne. Wo ein Keim da ist, da freilich treibt die Sonne zum Grünen; wo aber kein gesunder Kern mehr da ist, da wirkt die Sonne nur noch mehr zerstörend. Darum ist auch auf dem Dorfe großer Unterschied, und ich kenne Bauernhäuser, in denen Einem recht wohl zu Muthe wird. Das verdanken sie freilich dem Christenthum; denn die Neigung ist bei Allen die gleiche. Ich habe des-

halb von einem Bauer gesprochen, in den das Christenthum nicht eingedrungen ist, denn das müßte man allzuerst sehen in seinem Betragen gegen die Eltern. Denn wo es im vierten Gebote stinkt, da bin ich schon im Reinen mit dem Menschen."

Erklären Sie mir doch, Herr Sommer! wie das zugeht, daß das Christenthum nur auf einen solchen Menschen keine Wirkung ausübt?

„Das ist nicht schwer", erwiederte der Wirth, „wenn man einmal weiß, wie der Mensch zu seinem Gott steht. Er hält Gott nicht für einen milden Vater, er kann ihn auch nicht dafür halten, weil er nicht weiß, was ein milder Vater eigentlich ist, sondern er hält ihn für einen gestrengen Herrn, der ihm gerade so viel gibt, als er sich mit seiner Arbeit verdient; um kein Haar mehr. Er hat großen Respect vor diesem Herrn, weil er ihn in der Gewalt hat und tüchtig strafen könnte; darum hütet er sich fein, ihn gröblich zu beleidigen; obgleich er in seinem Herzen immer einen versteckten Groll gegen Gott hat, wie der Bauer da gegen die königliche Regierung. Wer aber so zu Gott steht, mein Herr! auf den macht das Wort Gottes gerade die Wirkung, wie das Wort des Rentamtmanns auf den Bauer, der Steuern ausständig ist, oder das Wort des Bauers auf seinen verschlafenen Knecht vor Lichtmeß." — „Darum", sagte Som-

mer zum Schluß, „wenn ich im alten Bunde lese, denke ich immer an unsere Bauern; dann begreife ich Alles recht gut. Das Volk Israel war gerade so gesotten, wie die Bauern, und darum konnten so Wenige das schöne Evangelium unsers Herrn fassen. Der großsprecherische Bauer da am Ofen hätte einen vortrefflichen Pharisäer abgegeben.“

Da trat ein Bretzelverkäufer in die Stube und bot an.

„Eben recht“, sagte Sommer, „habt Ihr ungesalzene?“

Ja.

„Nun, da kaufe ich meiner Frau zum Nachmittagskaffee, wenn sie ihn noch nicht getrunken hat.“

Er hing die Bretzel auf die Ofenstange. Mittlerweile kam auch sein Vetter, ein gar vornehm gekleidetes Herrchen, das er in die Stadt geschickt hatte.

„Nun“, sagte Sommer, „Herr Baron! wo sind denn Sie so lange gewesen? — Schenken Sie dem Herrn Buxbaum das Bier ein, und stellen Sie es auf den Ofen; er wird jetzt bald kommen.“

„Vor dem Herrn Buxbaum“, sagte Sommer zu mir, „habe ich großen Respect. Er ist ein alter ausgedienter Schulmeister, und war auch einmal mein Lehrer, und ich verdanke ihm

viel; er hat mich öfter durchgesalzen. Es verdanken ihm gar viele Menschen ihr bischen Kultur; aber so geht's, mit knapper Noth schlägt er aus seinem Quiescentengehalt täglich eine Maß Bier heraus, während eine ausgediente Tänzerin täglich zehn Maß zahlen könnte. Der Haßelnußstock trägt kleine Nüsse.

Richtig kam Herr Burbaum Schlag fünf Uhr bei der Thür herein. Er ist ein altes Herrlein von einigen siebenzig Jahren, sein Kopf ist halb kahl, halb mit weißen Locken geschmückt. Sommer nahm ihm seinen Mantel ab, der wenigstens sechs Kragen hatte; sein Hut war wie die jetzige Kopfbedeckung unserer Gensdarmerie. Sommer klopfte die Schneeflocken von demselben und hing ihn auf die Ofenstange. Sonst hatte Burbaum einen alten, ehemals grünen Rock am Leibe, Beinkleider aus schwarzem Manchester, eine Sammtweste, schwarze Strümpfe und Schuhe mit Zinnschnallen. Nur muß ich beisetzen, daß Alles, was ich schwarz nannte, eigentlich braun war. Dann hatte er noch grüne, gestrickte Handschuhe. Sommer verlangte vom „Herrn Baron" ein Tuch und wischte dann die Bank am Ofen ab, wo sich Herr Burbaum immer hinsetzte, stellte dann den Krug Bier auf eine kleine zinnerne Tasse, damit nichts auf den Tisch tropfe, weil Herr Burbaum das nicht leiden konnte. Der würdige Greis sah sich in der Stube um,

ob Alles in Ordnung sei, und setzte sich dann an seinen Platz. — Da lernte ich die Zartheit Sommers so recht kennen. Wißt Ihr, was er that? Er wollte seinem alten Lehrer immer auch einen guten Bissen geben; aber Burbaum war arm und doch viel zu stolz, um von Schülern (wie er sagte) Geschenke anzunehmen. Da mußte nun Sommer täglich eine neue List gebrauchen.

„Sehen Sie, Herr Schulmeister! sagte er an dem Winterabende zu ihm, „ich muß die Hasenbraten aufgeben; meine Frau trifft für die jungen Leute die Beitze nicht mehr; es ist ihnen Alles zu wenig mürbe; jetzt thun Sie doch meiner Frau den Gefallen, und essen Sie dieses Stück, und sagen Sie dann, was Sie davon denken. Wenn ein alter Herr diesen Hasen essen kann, dann ist er für junge Leute wohl auch mürbe genug."

Burbaum aß den Hasenbraten mit großem Appetit. So machte es Sommer mit dem wunderlichen Magister in allen Stücken.

„Dieser Taback", sagte er einmal zu ihm, „ist ja doch aus Amsterdam, und es giebt Leute, die behaupten, er sei in Aschaffenburg gemacht worden."

Ja, sagte Burbaum, jetzt werden die Aufschriften nachgemacht; man hat kein Gewissen mehr. Der Geruch muß zeigen, ob der Taback aus Holland ist.

„Ja", sagte Sommer, „wer ist da so genau, wie Sie, Herr Schulmeister! wenn Sie mir nicht das Päckchen durchrauchen, komme ich in Ewigkeit nicht darauf, was mir für ein Taback angeboten wurde!"

Und so nahm Buxbaum auch den Taback an.

Herr Buxbaum und ich waren allein; ich knüpfte ein Gespräch mit ihm an.

„Nach Allem", sagte der Greis, „was jetzt auf der Erde vorgeht, habe ich Hoffnung, daß in unserm Vaterlande das reine Christenthum endlich doch einmal obenauf kommen werde. Doch Ihnen mein Herr! ist dieses Wort vielleicht auch verhaßt, und ich hätte vielleicht besser gethan zu schweigen, denn jetzt gelten doch nur die Worte: römisch, lutherisch, calvinisch, unirt, deutschkatholisch und wie die Litaney heißt."

Nein, sagte ich, Herr Schulmeister! mir ist das Wort nicht verhaßt. Ich halte auch dafür, daß wir Deutsche höchste Zeit haben, zu unserem gemeinsamen Oberhaupte zurückzukehren, wenn wir uns nicht wie wilde Ratten einander auffressen wollen. Es ist nur Einer unser Meister, der für uns gekreuzigt worden ist und auf dessen Namen wir getauft worden sind. Das rieb auch Luther den Deutschen ein.

„Ach", sagte der Greis, „so dachte ich auch, aber ich kam übel an!"

Wie so denn, Herr Buxbaum?

„Ha", erwiederte er, „ich wurde hart traktirt und ein Jahr vor der Zeit in Ruhestand versetzt. Wir können nur orthodoxe Lehrer brauchen, sagte ein frommer Herr zu mir."

Da hatte er vollkommen Recht, Herr Schulmeister! wir können nur orthodoxe Lehrer brauchen; nur wußte der fromme Mann nicht wer orthodox ist. Orthodox ist der, welcher an dem Meister hängt wie die Rebe an dem Weinstock und in Seiner Rede bleibt und Frucht bringt. Wer sich an den Gesellen hängt, der ist heterodox. Da Sie sich an den Meister hängen, Herr Schulmeister! so sind Sie erzorthodox, ohne daran zu denken, dagegen laufen Viele herum, die ausposaunen, orthodox zu sein und es nicht sind. Sie denken an die Zunftbratenschüssel und an die Zunftlade und an das Zunftfahnentragen und an den Zunfttrunk am Zunftfest. Wer wahrhaft orthodox ist, redet nicht viel davon, sondern sieht zu, daß er Frucht bringt.

„So bin ich also für die Orthodoxie so übel taktirt worden"? sagte Buxbaum.

Mit Grund, Herr Buxbaum! mit Grund, Sie sind nicht zunftgemäß.

„Das ist aber sehr niederschlagend, mein Herr!"

Mit Nichten, Herr Buxbaum! denken Sie an die Stäupung der Apostel und ihre Freude da-

rüber, dann wird Ihnen das Erlittene eine reiche Quelle von Freuden werden, die Ihnen Niemand verstopfen und trüben kann.

Das Gesicht des alten Mannes leuchtete auf, er rieb sich die Hände und trank vergnügt. Es wurde Nacht, ich zahlte mein Bier und ging.

Auf dem Heimwege dankte ich Gott für den frischen Trunk aus dem Brunnen des wirklichen Lebens, der mich wieder erquickt hatte. Nicht in den gedruckten Büchern, mein lieber Leser! ist alle Weisheit; sondern das Leben um Dich ist auch ein Buch, aus lebendigen Buchstaben zusammengesetzt, aus dem Du große Weisheit schöpfen wirst, wenn Du das Buch zu lesen verstehst. Und, wann, fragst Du mich, versteht man denn dieses Buch zu lesen? Ich will es Dir sagen. Wenn Deine Seele ruhig ist, so fängt sie das Leben um sich so auf, wie ein ruhiger Wasserspiegel die Häuser und Bäume am Ufer; und dann kann Dein Geist wie in einem Buche lesen. Ist aber Dein Gemüth unruhig, so geht es wie mit dem bewegten Wasser; es spiegelt sich nichts rein darin. —

Als ich nach Hause kam, traf ich Victor an. Ich erzählte ihm von Sommer.

„Ei“, sagte Victor, „da habe ich vor mehreren Jahren gerade das Gegentheil von Deinem

Sommer kennen gelernt. Ich will ihn Dir beschreiben und von ihm erzählen."

Wir setzten uns an den Ofen, und Victor erzählte.

„Der Wirth, den ich kennen lernte, ist ein langer, dünner, blasser, kahlköpfiger Mensch mit lauernden Augen und einem spöttischen Lächeln; auch spricht er durch die Nase. Er ist zugleich Oekonom, Metzger und Pferdehändler. Er hat das Aussehen einer dürren Spinne und ist meist eisengrau gekleidet. Ich habe einmal von einem Berge gelesen, der aus Mangneteisen bestehen soll. Sobald sich nun ein Schiff diesem Berge nähert, so zieht dieser die Nägel und alles Eisen des Schiffes an sich, und das Schiff geht in Trümmer. Gerade so wie dieser Berg aus Eisen ist der Wirth. Wer in seine Nähe kommt, dem zieht er die Thaler und Groschen aus der Tasche, und zuletzt die Uhr und die silbernen Rockknöpfe; kurz, was er von Metall an sich hat. Herz und Gewissen hat dieser Wirth gerade so viel wie der Magnetberg, das heißt keines, dafür aber hat er einen sehr scharfen Verstand, durch den er sich alle Dinge zurechtlegt und zuletzt noch Anderen wahrscheinlich macht, daß er im Rechte ist. Um nun diesen Wirth genau zu studiren, ging ich längere Zeit mit ihm um, und da er sah, daß er mir meine Groschen nicht aus der Tasche ziehen konnte, so wollte er doch we-

nigstens allerlei Gedanken von mir profitiren, und so kamen wir denn auf mancherlei zu sprechen. Er hatte sehr arme Verwandte, die er übervortheilt hatte und denen er auch jetzt noch die wenigen Groschen ablockte.

„Sehen Sie", sagte er zu mir, „mein Grundsatz ist: Einer kann nicht Vielen helfen, aber Viele können Einem helfen; und auf diese Weise ist doch Einem aus der Verwandtschaft, nämlich mir, ordentlich geholfen." —

Im Pferdehandel betrog er schändlich und sagte dann zu mir:

„Ich habe die Schuld nicht; denn das muß doch wahr bleiben, daß der nicht schuldig ist, der seinen Verstand gebraucht, sondern der, welcher mit seinem Talente nicht wuchert. Für den faulen Bauer ist die Mähre die gerechte Strafe; er soll ein anderes Mal seinen Geist anstrengen."

Dasselbe sagte er, wenn er den Gästen durch falsches Spiel das Geld abgewann.

„Warum spielen die Lumpen", sagte er, „und saufen nebenbei ihren Verstand hinaus, während ich katzennüchtern bleiben muß. Es muß sich ja doch in der Welt ausgleichen." —

Bei Tanzmusiken verdünnte er das Bier mit der Hälfte Wasser und schrieb noch dazu mit doppelter Kreide auf.

„Ha!" bemerkte er einmal darüber zu mir, „wenn da mein Verstand nicht ins Mittel träte,

so wäre ich gewissenlos. Die Burschen alle zusammen verlieren beim ersten Tanz ihr Bischen Verstand, und den muß ich für Alle haben. Wenn ich ihnen gutes Bier geben würde, so würden sie unbändig, wie junge Stiere, und wenn ich nicht dafür sorge, daß ihre etlichen Gulden bald dahin sind, so gehen sie tagelang nicht zur Arbeit heim. Und das Geld ist bei mir in besseren Händen als bei ihnen."

Das Vieh, das er schlachtete und auskochte, brachte er bei Nacht nach Haus, und schlachtete auch gewöhnlich in der Nacht.

„Sehen Sie", sagte er, „daran ist rein die Gefräßigkeit der Menschen Schuld. Wo käme ich oder der Gast hin, wenn ich ihm eine so große Portion von gutem Fleisch vorsetzen wollte, als er will? Und wenn ihm dieses Fleisch schmeckt, so ist es ja ganz einerlei, ob die Kuh eine Lunge hatte oder nicht! und dann haben Sie ja bemerkt, daß ich immer dafür sorge, daß mein Gast gehörig Appetit bekommt."

Ja, das bemerkte ich freilich. Wenn ein Landmann hungrig und müde bei ihm einkehrte, und etwas zu essen verlangte, so sagte der Wirth zu ihm:

„Du bist ein schlauer Vogel, Freund! daß du gerade heute kommst, wo ich den besten Ochsen geschlachtet habe, der im Landgerichte gestanden ist. Aber du mußt noch etwas Geduld

haben, eben wird der Ochs zerhackt. Wenn es dir aber pressirt, so lasse ich ein Stück von der Kuh kochen, die ich vorgestern geschlachtet hab.“

Natürlich will der Bauer vom Ochsenfleisch. Dann kommt mein Wirth aus der Küche mit einem stark essigsauren Voressen und sagt:

„Tröste dich unterdessen mit dem Voressen; gerade wollte es die Wirthin essen.“

Durch das Warten und durch die scharfe Essigsäure wird natürlich der Appetit des hungerigen Bauers sehr geschärft, und wenn das Fleisch endlich vor ihm liegt, so denkt er nicht mehr daran, ob es von der Kuh oder vom Ochsen ist: es schmeckt vortrefflich.

Bei dem Voressen fällt mir noch ein, wie dieser selbstsüchtige Mensch sogar die Kirche und den Gottesdienst als Mittel zu seinem Zwecke gebrauchte. Das Dorf ist katholisch und es war herkömmlich, daß am Sonntage auch ein Frühgottesdienst durch den Vikar gehalten wurde. Nach dem Abgange eines Vikars blieb die Stelle unbesetzt, theils aus Mangel an Seelsorgern, theils aus Mangel an Mitteln zum Unterhalte des Geistlichen. Da erschien derselbe Wirth in der Stadt vor einem Konsistorialrath und stellte ihm mit großer Beredtsamkeit vor, wie traurig es sei, wenn die Dienstboten keine Frühlehre mehr empfingen. Er halte das für eine Gewissenssache und habe sich deshalb ent-

schlossen, vor der Hand auf drei Jahre jährlich hundert Gulden zur Unterhaltung des Hülfsgeistlichen beizusteuern. Das hochwürdigste Konsistorium wolle aber einen sehr frommen und eifrigen jungen Geistlichen senden, und ja bei weitem keinen aufgeklärten, denn die Gemeinde sei ohnehin so geneigt zu ketzerischen Ansichten, und es gebe schon Einige, die meinten, man könne zu Hause auch beten. Er höre das oft genug in seiner Gaststube. Ihm thue das Herz weh. In derselben Woche noch traf im Pfarrhause ein junger Geistlicher ein, und hielt am Sonntage Frühgottesdienst. Der Wirth holte ihn selbst aus dem Seminar mit seinen Pferden, und unterrichtete ihn auf dem Wege über die Verhältnisse der Gemeinde, warnte ihn vor andern Gasthäusern, und setzte bei, er habe aus Sorgfalt für die „Herren" ein eigenes Herrenstübchen herrichten lassen, denn die Leute seien gar zu böse. „Auch braucht kein Mensch zu wissen, was Sie verzehren; da Sie ohnehin von mir alle Quartale fünfundzwanzig Gulden erhalten, so wollen wir dann immer allein abrechnen. Kleinigkeiten schreibe ich so nicht auf."

Als sie am Wirthshaus ankamen, führte er den Vikar sogleich ins Herrenstübchen und traktirte ihn.

„Ja, Herr Vikar!" sagte der Wirth, „an mir werden Sie einen guten Freund finden; aber

es giebt Leute, die mein gutes Herz verkennen; ich bin fest überzeugt, daß ich sogar für das große Opfer, was ich bringe, von Vielen nur Undank ärndten werde. Verläumdung ist bei uns im Schwung, wie bei den andern Wirthen in der Gemeinde das saure Bier." —

Am Sonntage hielt der Vikar eine Frühlehre über die Verläumdung, und man konnte mit Händen greifen, was er wollte. —

„In meinem Leben habe ich noch keine so gute Spekulation gemacht, als mit den hundert Gulden für den Vikar", sagte der Wirth einmal zu mir, als ich ihn immer lächelnd ansah, während er mir seinen Besuch bei dem Konsistorialrath und dann die Heimfahrt mit dem Vikar erzählte.

Ich wollte ihn schrauben, um seine wahren Gründe zu erfahren.

Nun, sagte ich, diese Spekulation leuchtet mir wahrhaftig nicht ein.

„Dann", erwiederte er, „will ich Ihnen ein Licht anzünden. Erstens. Ich schlachte alle Freitage, da muß ich Sonntags früh mein Voressen wegbringen, und dazu muß ich Gäste haben; und die ruft mir die Glocke zur Frühlehre herbei. Dieses Voressen sammt dem Bier und Schnaps, die getrunken werden, trägt mir wöchentlich drei Gulden reinen Gewinn; nehme ich noch die Feiertage dazu, so kann ich sagen, daß ich zweihundert Gul-

den Gewinn aus der Frühlehre schlage. Davon gebe ich hundert Gulden für den Vikar weg. Aber diese verzehrt er doch wieder bei mir, und es bleiben mir also am Ende noch fünfzig Gulden von ihm. Zweitens. Daß ich für den Frühgottesdienst gesorgt habe, hat mir auch andern Nutzen gebracht. Die Frommen in der Gemeinde haben jetzt die Meinung, ich habe mich gründlich bekehrt, weil ich so viel Geld springen ließ, und mit dem frommen Vikar so gut bin. Viele Andere aber in der Gemeinde sind um den Frühgottesdienst froh, weil sie auf diese Weise unter gutem Vorwand vom Haus abkommen und in's Wirthshaus gehen können, was sonst doch nicht so leicht geht. Also sind mir die Frommen und die Leichten gewogen. Drittens ist der Vikar an mich gebunden, und ich erfahre so auf die leichteste Weise Alles, was im Pfarrhause vorgeht, und da der Pfarrer mit mir nicht gut steht, so ist es mir sehr erwünscht, alle seine Schwächen zu wissen, weil ich ihn dann in der Hand habe."

Aber, sagte ich, warum haben Sie denn gerade um einen eifrigen, ja fanatischen, und doch unwissenden Vikar gebeten; der wird ja zur Aufklärung der Gemeinde gar nichts beitragen? —

„Was das anbelangt", antwortete der Wirth, „so habe ich wieder vortrefflich spekulirt. Einmal kann mich dieser Vikar nicht durchschauen,

er ist zu jung und zu unerfahren und hat zu wenig Geist; der bringt mich also nie in Verlegenheit. Dann habe ich die Erfahrung gemacht, daß gerade die frommen Geistlichen, die sehr gerne beten und Nichts studiren, meine treuesten Gäste waren. Die andern sitzen immer hinter ihren Büchern oder bewundern die Natur und gehen bei mir vorbei. Wenn aber Einer auf die Bücher und das Nachdenken und auf die Natur nichts hält, dann bekommt er lange Weile, wenn er genug gebetet hat, und dann denkt er an's Herrenstübchen. Die andern Herren mit ihren Büchern geben keine Pfeife Taback für mein Lob; aber so Einer sitzt mir den ganzen Nachmittag her, wenn ich ihm recht Weihrauch anzünde, und seine Predigt und Kinderlehre herausstreiche, und den Pfarrer herabsetze. Endlich muß ich Ihnen noch dieses sagen: Ich bin ganz damit einverstanden, daß das Volk nicht aufgeklärt werde. Je dümmer der Mensch ist, desto leichter ist er zu regieren. (Oder zu hintergehen, bemerkte ich). Meinen Sie denn, meine Dienstleute würden so in die Nacht hineinarbeiten, wenn ihnen der Vikar nicht beibrächte, daß ich es um ihres Seelenheiles willen befehle. Und die Arbeit ist dem Menschen auch wirklich gesund, sie müdet ihn recht ab, und vertreibt die bösen Begierden. So habe ich also eigentlich mit meinen hundert Gulden recht viel Gutes gestiftet.“ —

Sie wissen die Menschen und sogar die Religion als Mittel für Ihre weltlichen und eigennützigen Zwecke schlau zu mißbrauchen, sagte ich, und diesen Mißbrauch durch schillernde Reden noch zu beschönigen. Sie pfuschen den Jesuiten in's Handwerk.

„Mein Herr!" erwiederte der Wirth kalt lächelnd, „seid stille, Eure Städte wimmeln von solchen Pfuschern. An einem Dorfwirthe fällt Euch die Pfuscherei auf; bei hohen Herren gilt sie Euch für Weltklugheit."

Sie sprechen leider wahr, sagte ich, es gibt so viele Menschen, von denen man glauben möchte, sie wären in einem Kammerwinkel von einer Spinne erzogen worden, weil sie mit ihren Mitmenschen verfahren, wie die Spinnen mit den Fliegen.

VII.

Uebel und Sünde.

In dem Erker über meiner Studirstube jammert den ganzen Tag hindurch ein armes Kind. Drei Jahre ist das Würmchen auf der Welt und schon seit einem vollen Jahre ist es voll von Qual. Warum? Es hat Tollkirschen gegessen. Ja, wer gab sie ihm doch? Ich will es Euch sagen. Der Vater ist ein Maurergeselle mit sechs Kindern, die Mutter ist kränklich und hat vollauf zu thun, das dürftige Hauswesen zu bestellen und noch einige Groschen durch Arbeit hereinzubringen, und so müssen denn die älteren Kinder von sechs bis acht Jahren die Wächter des kleinen Würmchens sein. Sie nahmen dasselbe an die Gartenhecken da vor meinem Fenster mit, dort hingen glänzend rothe Beeren. Die Geschwister wollten dem kleinen Brüderchen alle gönnen, aßen selbst nicht, und so aß das Tröpfchen viel Gift hinein, das es nun langsam, aber sicher tödtet. Es ist ein erbärmlicher Anblick, ein vergiftetes, unschuldiges Kind in seinem

Schmerze zu sehen. — Wenn ich dann so allein im Mondenscheine in meiner Stube sitze und das Kind wimmern höre, mache ich mir mancherlei Gedanken. Warum, so denke ich mir, fressen die Thierlein solche Beeren nicht, die ihnen schaden? Wer warnt sie denn? welches mütterliche Auge wacht denn über ihnen und führt sie von der gefährlichen Hecke weg? — Es ist der sogenannte Instinct der Thiere, den ihnen ihre gemeinsame Mutter, die Natur, auf ihren Lebensweg als Gefährten mitgegeben hat. Dieser Instinct treibt sie von den giftigen Beeren hinweg und treibt sie zu der gesunden Nahrung hin. — Aber warum hat denn das Menschenkind diesen vortrefflichen Instinct nicht erhalten? Warum ist es von der Mutter Natur so vergessen worden, die doch das ärmste Käferlein nicht vergaß? Die Antwort darauf ist diese: Das Menschenkind ist kein Kind der Natur, wie der Käfer; darum liegt ihr der Käfer weit mehr am Herzen, als das Menschenkind. Sie hat es also bei der Ausstaffirung ihrer Kinder nicht vergessen, sondern nur übergangen, wie eine Hausfrau nur ihre eigenen Kinder putzt und aufzieht, sich aber um die Nachbarskinder nicht bekümmert. Das Menschenkind gehört nicht in die Familie der Natur, es gehört einer eigenen, hochadeligen Familie an, nämlich der Menschenfamilie. Der Mensch braucht den Instinct von der Natur nicht, er

braucht nicht getrieben zu werden, er kann sich schon selbst regieren, dazu hat er einen Geist erhalten, der denken und wollen kann.

Aber das kleine Kind da oben konnte ja noch nicht unterscheiden zwischen Nützlichem und Schädlichem, was half ihm da die vornehme Abstammung und der Geist? — Der Geist dieses Tröpfchens ist ja noch wie ein Samenkorn, das nicht aufgegangen ist, oder wie ein Streichhölzchen, das zwar brennen kann, aber noch nicht gerieben worden ist! —

Das ist wahr. Aber eben deßwegen ist das Menschenkind auch nicht sich selber überlassen, sondern hat Vater und Mutter, die für dasselbe denken und wollen und unterscheiden und sorgen, bis es sich selbst regieren kann. Bei den Thierlein ist dies auch der Fall; weil sie aber ihr ganzes Leben hindurch nicht mündig werden, so muß sie die Mutter Natur zeitlebens an der Hand führen. — Wenn ich das überlege, so staune ich, was für ein großer Unterschied zwischen dem Thiere und dem Menschen ist; das Thierlein ist wie ein Blinder, den man führen muß, der Mensch aber wie ein Sehender, der sich selbst führt. — Aber ach! wenn ich wieder an das jammernde Kindlein denke, so steigen aus dem mitleidigen Herzen doch wieder mancherlei trübe Fragen in den Kopf auf. Die Mutter Natur verabsäumt ihre Pflichten nicht, sie läßt

kein einziges Käferlein im Stich und schickt es in die Welt hinaus auf gut Glück, oder giebt ihm ein anderes dummes Käferlein zur Aufsicht mit. Bei diesem armen Menschenkinde ist es anders. Wäre seine Mutter mit an die Hecke gegangen, so wäre das Kind nicht vergiftet worden. Ach, was soll ich jetzt darauf antworten? Hast Du, lieber Leser! den Muth dazu, die arme Mutter des Kindes zu verdammen und zu sagen, sie habe ihre Pflicht nicht erfüllt, weil sie das Würmchen unverständigen Kindern überließ? Nein, Du hast nicht den Muth; denn Du weißt im Voraus, was Dir die arme Mutter entgegnen würde. Sogenannte fromme Leute quälten den Maurer und die Frau, ohne ihnen beizuspringen, mit dem beschwerlichen Troste, daß sie jetzt Gelegenheit hätten, ihre Sündhaftigkeit einzusehen u. s. w. Eine solche Glasperle Zions äußerte sich einmal gegen mich, sie könnte unmöglich länger als zehn Minuten das Jammern des Kindes ertragen, sie sei nur die lieblichen Orgeltöne der Kirche gewohnt. Wenn ich himmlischer gesinnt wäre, meinte sie von mir, würde ich es hier auch nicht aushalten können.

Ja, sagte ich ihr kurz und trocken, auf mich macht das Jammern des armen Kindes den Eindruck, wie das Flötenspiel auf einen schläfrigen Hund, und ich danke Gott für dieses Flötenspiel.

Die Tochter des himmlischen Jerusalems

seufzte (offenbar über mich) und sieht mich seitdem an, wie die Katze die Ofengabel. —

„So zahlreiche Familie", sagte ein filziger Kaufmann zu mir, „ist für solche Leute eben gar nicht angezeigt."

Es ist schon genug, erwiederte ich, behalten Sie den Rest Ihrer Kreidenweisheit nur für sich; ich weiß schon, daß Zwei weniger ist als Drei. —

„Man hätte solche Leute überhaupt nicht heirathen lassen sollen", bemerkte ein Hagestolz, der wie ein Ziegenbock aussah.

Und was dann? fragte ich. „He nun", erwiederte er, „man kommt eben immer wieder auf das hinaus, was vor einigen Tagen eine Zeitung empfohlen hat."

Und was ist das? fragte ich.

„Anstalten wie sie die weisen und edlen Griechen hatten", sagte er ganz kalt. „Sie sind ein Uebel, das gebe ich zu, aber man weicht den größeren Uebeln aus, welche das Familienleben und die Uebervölkerung mit sich bringen."

Schämen Sie sich doch (sagte ich zu ihm) vor den Störchen da auf dem Schornstein, so von der Ehe und Familie zu sprechen.

Er wurde verlegen, rief seinen Mops und ging.

Düster saß ich dann lange in meiner Stube und sah in den Nachthimmel hinauf. Wo ich hinblicke, sagte ich zu mir, sehe ich Uebel. Die

Vergiftung des armen Kindes ist ein Uebel; aber sie hat mich auf noch größere Uebel in der menschlichen Gesellschaft aufmerksam gemacht. Ist die Selbstverblendung durch den Glaubenshochmuth nicht ein großes Uebel? Ist sie nicht wie eine Vergiftung? Ist die Zahlenweisheit des Kaufmanns nicht ein großes Uebel? Ist die griechische Weisheit des Hagestolzen nicht ein großes Uebel? Ist die Armuth nicht auch ein Uebel? —

Da fiel mein Blick auf die Wohnung eines reichen Rathsherrn, der mit Frau und Tochter seit mehreren Jahren da drüben in der schönen Straße wohnt. Die sind nicht arm, sagte ich zu mir, und doch hat ihr Kind auch Gift bekommen. Wie so? frägst Du, lieber Leser! Ich will es Dir erklären. Warum hustet Malchen in Einem fort und sieht so bleich aus, wird dann wieder flüchtig roth, ist müde und verdrossen, und ist doch erst fünfzehn Jahre alt? Ist denn Malchen schon krank auf die Welt gekommen?

„O Gott bewahre!" sagte ihre Mutter einmal zu mir, „Malchen war das frischeste Kind von der Welt! erst seit drei Jahren bemerke ich diese Umstände. Sie werden wohl mit der Entwickelung zusammenhängen."

Aber — sagte ich — bei Pflanzen und Thieren sehe ich nicht, daß sie während ihrer Entwickelung kränkeln. Auch bei Mädchen im Gebirge

habe ich das nicht bemerkt. Vielleicht ist die Entwickelung in Malchen nicht naturgemäß?

„Naturgemäß?“ fragte die Dame; „was nennen Sie denn naturgemäß?“

Nun, erwiederte ich, so beiläufig die Art, wie die Mädchen in meinen vaterländischen Bergen aufwachsen.

„Nein“, sagte die Mutter entrüstet, „wie eine Stalldirne kann meine Tochter nicht aufwachsen. Soll ich sie so dick werden lassen, daß sie sich in guter Gesellschaft schämen müßte? Man muß dieser sogenannten Natur beispringen und sie veredeln. Ich finde es geradezu unanständig, wenn Mädchen von guter Familie nicht geschnürt sind. Die Magd mag das unterlassen, weil sie sich beständig bücken muß, aber die Tochter des Hauses ist zu etwas Anderem da.“

Lassen Sie Malchen auch sich viel Bewegung in der freien Luft machen? fragte ich.

„In der freien Luft geht das nicht so gut“, erwiederte die Dame, „im Winter ist es zu kalt, und im Sommer wird das Gesicht doch zu sehr gebräunt; aber Malchen hat Bewegung genug und zwar die anständigste von der Welt. Mein Kind tanzt in der Tanzschule wöchentlich zwei Abende, und dann führe ich sie doch auf die meisten Bälle.“

Was macht denn Malchen zu Hause?

„O ihre Zeit ist gut vertheilt. Einige Stun-

den sitzt sie am Klavier, dann stickt sie und dann liest sie."

Romane? fragte ich.

„Ja zum größten Theil", sagte die Mutter; „einmal liebt sie Malchen selbst sehr, und dann muß sie ja doch Bescheid wissen, wenn in der Gesellschaft von solchen Dingen die Rede ist."

Aber Malchen ist ja fast noch ein Kind! bemerkte ich.

„Ein Kind!" rief die Dame aus, „wo denken Sie denn hin! das mag in Ihren Bergen und vor Zeiten gegolten haben, aber in der Stadt und in unseren Tagen ist so eine Behauptung geradezu lächerlich. Jetzt geht es schneller in der Welt, die Menschen werden früher reif: das ist der Segen der Cultur."

Ja, sagte ich, Sie haben Recht, die Menschen werden früher reif für das kalte Grab. Das werden Sie auch an Malchen erfahren.

An dieses Gespräch erinnerte ich mich heute. — Was ist denn für ein Unterschied zwischen dem vergifteten Kinde da oben und dem kranken Malchen über der Gasse? Nur die Art der Vergiftung ist verschieden, aber das Ende ist bei beiden dasselbe. — Wenn man einen Vogel (oder sonst ein lebendiges Wesen) auf die allergrausamste Weise tödten will, so nimmt man ihm die frische Luft und Bewegung und vor Allem den Schlaf, der das aufgeregte Leben wieder erquickt. Das

arme Thier geräth dann in beständige fieberhafte Aufregung, bis es auf einmal todt im Käfig niederfällt. Ganz so wird Malchen behandelt. Das Tanzen, das Klavierspiel, das Sticken, das Lesen, die Gesellschaft, Alles zehrt an ihrem Nervenleben und regt sie beständig auf; ihr Leben ist ein fortwährendes Fieber. — Die vornehme Rathstochter und des armen Maurers Kind werden bald in dem gleichen Grunde liegen.

So haben wir also wieder ein Uebel und zwar ein gar großes entdeckt: die Verblendung in der Erziehung. Es ist genug; ich will nicht noch neue Uebel entdecken.

Nun mein lieber Leser! erkläre mir einmal, woher denn das Uebel eigentlich kommt? und wenn Du kannst, so sag mir, wie wir es aus der Welt hinausbringen können? — Nicht wahr, Freund! bei diesen zwei Fragen steht unser Verstand still, wie ein Wasserrad im strengen Winter? Man kann wohl so darüber hin- und herreden und Versuche machen, aber am Ende ist man immer wieder auf dem alten Fleck. Gerade so, als wenn man heißes Wasser auf das Rad und in die Wassergänge gießt; es nützt doch auf die Dauer nichts, man muß warten, bis vom Himmel Hülfe kommt. Wenn wir der Sache auf den Grund kommen wollen, so müssen wir sie anders angreifen, als wie es viele Menschen machen, die nur so obenhin windiges Zeug daher-

bringen; ihre Lehren sind nur schöngefärbte Nebelwolken. Wir müssen auf der Erde stehen bleiben und die Wirklichkeit fest ins Auge fassen. Stelle Dir also die Maurerfamilie recht lebhaft vor. Der Vater ist ein Ehrenmann, der im Schweiße seines Angesichts das Brod verdient. Die Mutter ist eine brave Frau, die ihre Kinder mit Schmerzen geboren und mit denselben viel auszustehen hat. Die Kinder alle sind unschuldige Tröpfchen mit überflüssigem Appetit. Jetzt fragen wir weiter: Hat der Vater es verschuldet, daß er im Schweiße seines Angesichts sein Brod verdienen muß? Hat die Mutter es verschuldet, daß sie mit Schmerzen gebiert und so viel auszustehen hat? Haben die armen Tröpfchen es verschuldet, daß jetzt so viel Jammer im Hause ist? —

Wir wollen es ganz kurz und ganz klar und deutlich aussprechen: In dieser armen Maurerfamilie da oben im Erker wiederholt sich im Kleinen, was in der ganzen großen Menschenfamilie im Großen der Fall ist, nämlich es ist eine Zerrüttung und ein Elend da, das kein Gelehrter weg disputiren und kein Mensch wegnehmen kann.

Ich warf den Mantel um, setzte den Hut auf und ging fort. Ich wollte einen alten Herrn besuchen, der ausserhalb der Stadt in einem Garten wohnt, und dem die Winterabende lange wer-

den, weil er den Lehnstuhl nicht verlassen kann. Er hat die Gicht. Mein Weg führte eine Strecke am Ufer des Flusses hin. Ein Haufen Menschen stand am Ufer mit Laternen. Man hatte eben einen Ertrunkenen aus dem Wasser gezogen. Er hatte sich aus Verzweiflung selbst hineingestürzt. Mein Weg führte mich weiter durch eine enge Gasse mit verrufenen Häusern. Taback- und Branntweinqualm drang aus den tiefliegenden Schenkstuben herauf, dazu wirres, wüstes Menschengetöse; liederliche Dirnen und betrunkene Burschen begegneten mir. Der Himmel war umwölkt, ein heftiger Südwind jagte die Wolken nach Norden, und manchmal beleuchtete der Mond den Fluß und die unheimliche Gasse. Ich war voll trüber Gedanken und betrat mit denselben die matt erleuchtete Stube des alten Herrn. Er freute sich über den Besuch. Der Geist des alten Mannes war durch viel Nachdenken und Erfahrung klar, in der Wurzel fromm und überaus mild. Er war wie uralter Rheinwein. So etwa denke ich mir den Apostel Johannes. Wir sprachen über die vielen Uebel in der Welt.

„Es kommt darauf an", sagte der Greis, „von welchem Standpunkte man die Sache ansieht."

Sie geben aber doch zu, bemerkte ich, daß sehr viele und große Uebel in der Welt sind?

„Ja, ich gebe das gerne zu", erwiederte er, „aber jetzt fragt es sich erst, woher kommen sie? und

wozu sind sie? Es gibt Viele, welche alle Uebel der Welt von der ersten Sünde der ersten Menschen ableiten. Zu diesen gehöre ich nicht. Es gibt auch Viele, welche alle Uebel der Welt von den Sünden aller Menschen zusammengenommen ableiten. Zu diesen gehöre ich auch nicht."

Wie sehen denn nun Sie die Sache an? frug ich.

„Wie ein Kind", antwortete er, „und dabei bin ich beruhigt. Ich unterscheide verschuldete und unverschuldete Leiden der Menschen."

Wie kommen denn die unverschuldeten Leiden in die Welt?

„Sie müssen bedenken", erwiderte er, „daß diese Welt nicht der Himmel, also nicht der Schauplatz der Seligkeit ist. Diese Welt, mein lieber Herr! ist von Haus aus schon sehr verschieden vom Himmel, darum ist in ihr recht viel Uebel. Ich wiederhole es, es gibt viele unverdiente Leiden in der Welt."

Und wozu sind sie denn?

„Das sollten Sie gar nicht fragen", erwiederte der Greis mild, „wenn Sie Gott als den Vater der Menschen glauben, der seine Kinder zur höchsten Seligkeit erziehen will. Im Geistigen und Sittlichen geht es gerade so zu, wie im Leiblichen. Man weiß nicht, was die Ruhe ist, wenn man sich nicht müde gearbeitet hat, und so weiß man auch eigentlich nicht, was die Seligkeit ist, wenn

man nicht die Leiden der Welt erfahren hat. O sie sind ein unvergleichliches Erziehungsmittel für den Himmel; sie dürfen auf dieser Welt gar nicht fehlen."

Aber die verschuldeten Leiden?

„Sind eben so nothwendig", antwortete er, „wie die unverdienten Leiden."

Die verdienten Leiden, bemerkte ich, sind ja Strafen der Sünden?

„Eben deßhalb", sagte der Greis, „sind auch sie vortreffliche Erziehungsmittel zur Seligkeit. Sie werden doch zugeben, daß jede vernünftige Strafe ein Besserungsmittel ist? Die verdienten Leiden bringen den Menschen erst zum Bewußtsein, wie übel es ist, von Gott getrennt zu sein. Dadurch lernt man dann den Frieden mit Gott erst recht schätzen und suchen. Es geht da auch wie im Leiblichen. Man schätzt die Gesundheit erst nach selbstverschuldeter Krankheit und ist dann vorsichtiger."

Wenn die verdienten Leiden, sagte ich, nothwendig sind zur Erziehung des menschlichen Geschlechtes, dann ist ja auch die Sünde nothwendig; denn die Leiden sind die Folgen der Sünde, und wenn die Folgen nothwendig sind, ist auch die Ursache nothwendig?"

„So lange die Welt nicht der Himmel ist und der Mensch ist, wie er ist", erwiederte der Greis, „ist es allerdings so. Wir können nur

durch Leiden erzogen werden. Gott hat es in seiner väterlichen Weisheit gerade so und nicht anders eingerichtet. Er ist ja gut und liebt das menschliche Geschlecht."

Ihre Ansicht, sagte ich, weicht stark von der Ansicht vieler Theologen ab, die sich rechtgläubig nennen.

„Das hängt von den verschiedenen Standpunkten ab", erwiederte er ruhig. „Diese Theologen sehen mehr die Sünder als Sünder, die Sünde als Sünde und die Leiden als Strafe an; ich sehe mehr das Kind Gottes, für das die Leiden Erziehungsmittel sind. Jene sehen in Gott mehr den strengen Richter, ich mehr den erziehenden Vater mit der „strengen Barmherzigkeit."

„Untersuchen Sie", fuhr er fort, „ob meine Ansicht nicht mehr eine Frucht des neuen, die andere Ansicht mehr eine Frucht des alten Bundes ist. In früheren Jahren habe ich auch alttestamentlich gedacht, aber ich bin darüber hinausgekommen, seit ich kindisch und kindlich, Knecht und Sohn unterscheiden gelernt habe. Die kindischen Kinder und die Knechte sind hart, die kindlichen Kinder jund die Söhne des Hauses milder. Wie der Mensch ist, so ist sein Gott." Es entstand eine Pause; ich dachte mit Wonne den Worten des Mannes nach; er hatte ja aus meinem tiefsten Herzensgrunde gesprochen.

„Eines", fing der Greis an, „muß ich doch

noch erwähnen. Sie haben von der Rechtgläubigkeit gesprochen. Jene Theologen, von denen Sie gesagt haben, sind rechtgläubig; ich bin es aber auch. Jene sind es für den alten Bund; ich für den neuen."

Das wird man Ihnen nicht zugestehen, bemerkte ich.

„Meinetwegen", sagte er, „ich stehe auf das Zugeständniß der Schriftgelehrten nicht an; ich habe andere Männer an meiner Seite. Ich will nur Einen nennen. Der Kirchenlehrer Irenäus war ein Schüler des Polykarp, und dieser ein Schüler des Apostels Johannes; es wird somit sein Unterricht kein schlechter gewesen sein. Und dasselbe, was ich Ihnen erst mitgetheilt habe, hat Irenäus gelehrt und aufgeschrieben. Eine einzige Zeile von ihm, weil sie dem Geiste des neuen Bundes und darum meinem Kopfe und Herzen entspricht, gilt mir mehr, als alle Schriftgelehrsamkeit alttestamentlicher Köpfe."

Es war spät geworden; ich brach auf und dankte den Greise für die erquickenden Stunden; er dankte mir auch für den Besuch. Der Wind hatte alle Wolken vom Himmel weggefegt; der Mond schien hell und freundlich auf die Stadt nieder. Ich begegnete nur noch dem Nachtwächter, der mich stets an Den erinnert, der nicht schläft und nicht schlummert in der Nacht, sondern mit liebendem Vaterauge über alle seine Kinder Wache hält und die zärtlichste über seine kranken Kinder.

VIII.

Was ich auf den Friedhöfen und in Grüften lernte.

Viele Stunden meines Lebens bringe ich auf den Friedhöfen zu; ja ich kann sagen, es gibt fast keine Stunde des Tages und der Nacht, in welcher ich nicht schon auf einem Friedhofe gewesen wäre. Wißt Ihr auch, warum ich das thue? Ich will es Euch ausführlich sagen. Vielleicht macht es mir der eine oder andere Leser nach, und es wird ihn gewiß nicht reuen. — Ich verweile nicht deshalb so gerne bei den Todten, weil ich den Lebendigen gram bin, wie das bei vielen Menschen der Fall ist. Nein, im Gegentheile ist mir durchschnittlich der lebendige Mensch lieber als der todte, wie mir ein grüner und blühender Baum sammt allen seinen Auswüchsen und Raupen lieber ist, als ein glattgehobeltes Brett. Ja, ich gehe gerade deßwegen auf den Friedhof (um gleich einen Grund anzuführen), damit ich die Lebendigen wieder desto mehr liebe und Geduld mit ihnen habe. Wenn

Du mit einem Wandersmann des Weges zögest, der schwer trägt, und schon Blasen an den Füßen hat, und Du brächtest es dahin, daß er auch noch Deinen Ranzen umhängen und tragen müßte; wenn er dann unter einer kühlen Linde die Schuhe auszöge und einschliefe, und Du säßest wach dabei, weil Du nicht müde wärest, und Du sähest den armen Tropf mit den Blasen an den Füßen so daliegen, und dächtest dann daran, daß Du eine Feldflasche voll guten Wein umhängen und ihm nicht einen Schluck gegeben hast, und wenn Du Dich erinnertest, daß Du ihm durch Dein Gerede noch gar das Herz schwer gemacht hast, weil Du ihm immer alle Hoffnung auf eine bessere Zukunft aus dem Herzen nahmst: würde Dich, frage ich, jetzt unter der Linde das nicht Alles herzlich reuen, wenn Du nicht eine Spinne statt des Herzens in Dir hast? Und jetzt denke Dir erst, daß dieser arme Kerl im Schlafe vom Schlage gerührt würde und nicht mehr aufwachte! Was würde da in Deiner Seele Alles vorgehen? Würdest Du es mit dem nächsten Wandersmann wieder so machen, wie mit diesem? — Nun sieh, auf dem Friedhofe schlafen viele solche Wanderer, denen der Weg von den Gefährten sauer gemacht worden ist. Wenn Du das so überlegst, magst Du dann wieder hinausgehen zu den lebendigen Wanderern, und lieblos mit ihnen seyn, und die Feldflasche der

Liebe, die Dir die heilige Mutter Religion gefüllt hat für Dich und Deine Gefährten, fein fest verschlossen halten, bis der Wein sauer geworden ist? — Solche Gedanken kommen mir im Friedhofe, und wenn ich dann nach Hause komme, da bin ich froh, daß die Meinigen noch leben, und ich mit ihnen liebreich seyn kann, so lange es noch Zeit ist. Ich ziehe den Kork aus meiner Liebesfeldflasche und reiche sie ohne Unterschied herum.

Dann will ich Dir einen zweiten Grund sagen, weßwegen ich so gerne auf dem Friedhofe verweile. Wenn ich so alte Grabschriften von Anno 1600 lese, da denke ich mir dann: Schon mehr als zweihundert Jahre ruht hier dieser Mann, der nur fünfzig Jahre alt geworden ist. Wenn ich von den fünfzig Jahren die Zeit abziehe, die der Mensch für Essen, Schlafen und Erholung verbraucht, und dazu die Kindheit, so bleiben zum höchsten fünfundzwanzig Jahre für das eigentliche Leben übrig. Das war sein Lebenstag. Wie kurz ist dieser sein Tag gegen seine Nacht! Des Menschen Leben ist wahrhaftig nur ein Wintertag! Ich lamentire dann nach dieser Rechnung nicht über die Kürze des Lebens, wie es Manche im Brauche haben; nein, sondern ich erinnere mich an die Mahnung unsers Herrn: „Wirket, so lange es Tag ist; es kommt die Nacht, wo Niemand mehr wirken kann!" Vor

ihm ist der Menschentag freilich noch viel kürzer, weil er die lange Nacht kennt. Da auf dem Friedhofe verstehe ich jetzt seine Mahnung erst recht. Zweihundert dreiundsechzig Jahre hat dieser Mann hier nichts wirken können, und Gott weiß, wie lange das noch währen wird. Wenn er nun auch seinen kurzen Lebenstag vertändelt und verbröselt hat mit albernen Dingen, wie muß ihn das reuen! Wenn Einer an einem Dezembertage, wo es erst um neun Uhr Tag wird und um drei Uhr wieder Nacht, sich und sein Weib und seine Kinder für alle Zukunft versorgen könnte, wenn er einen guten Aufsatz über ein Buch schriebe, das er erst lesen soll; wenn er aber kein Licht brauchen dürfte, sondern den kurzen Tag nützen müßte, und er verbrächte die Zeit mit Ankleiden und Frühstücken, und Schwätzen und Mittagessen und Kaffeetrinken; — was meinst Du wohl, wie würde ihm zu Muthe seyn, wenn auf einmal die lange Nacht hereinbricht, und er kann weder mehr lesen noch schreiben? Wie wird ihm dann auf seinem Lager seyn? Wird er angenehme, süße Träume haben? oder, wenn sein Geist gar nicht zur Ruhe kommt, welche Gedanken werden ihn quälen? Wie wird er da seine Bequemlichkeit und alle Vergnügungen verwünschen, die ihn um die Zukunft gebracht haben? — Und ist es mit dem kurzen Lebens- [illegible] nd mit der langen Todesnacht anders? —

Mit solchen Gedanken gehe ich vom Friedhofe heim, und arbeite wieder wie ein Knecht, den das Gewitter aufgeweckt hat.

Darum, Du fauler und langweiliger Mensch: da Dir selbst der kurze Tag noch zu lang ist, und Du immer von Zerstreuung und Zeitvertreib sprichst, ich weiß Dir guten Zeitvertreib. Geh hinaus auf den Friedhof und lies die alten Grabschriften, und dann rechne zusammen, wie viel Du selbst schon Zeit von Deinem Lebenstage vertrödelt hast, und wieviel Dir bleibt, und wenn Du nicht stocktaub bist, so wirst Du hören, daß es aus dem Grabe tönt: Wirket, so lange es Tag ist; es kommt die Nacht, da Niemand mehr wirken kann. — Dann, wenn Du kannst, geh wieder heim, und langweile Dich oder lies im Wochenblättchen nach, wo heute Unterhaltung ist, und geh dann hin und zerstreue Dich, und gieb dem Worte Zeugniß, daß es auch Menschen gibt, die Ohren haben und doch nicht hören, und die für das Reich Gottes eben so tauglich sind, wie angemalte Türken an den Tabackläden.

Jetzt will ich einen dritten Grund sagen, der mich in den Friedhof treibt. Es gibt Menschen, die um kein Fürstenthum in der Nacht allein auf dem Friedhofe bleiben möchten. Warum denn nicht? Sie fürchten sich; es ist ihnen so unheimlich; sie bekommen Frost und dann Schweiß und fallen in ein hitziges Fieber.

„Der Wetterhahn auf dem Kirchthurme ächzt so schauerlich; wer dreht ihn so heftig herum? — Auf einmal rollen dann die Gewichte im Thurme herab, und es schlägt die Uhr; nein, nicht die Uhr, irgend ein Gespenst schlägt an die Glocke, daß sie ganz andere Töne gibt, als bei Tage. Jetzt ist eben irgend Jemand um die Kirchenecke herumgehuscht, wie ein weißer Schatten; dort an den Trauerweiden hört man ein leises Klagen, als wenn zwei Menschen sich etwas leise erzählen; ja, ja, dort sehe ich eine weiße Gestalt — es ist Mitternacht und die Todten wandeln herum." —

Ja, Freund! Du bist wohl krank; Du brauchst einen Arzt; ich will Dir sagen, wo es Dir fehlt: Dir fehlt der Glaube an den lebendigen Gott. Wenn Du überhaupt den Tod und die Verwesung fürchtest, so muß Dir ja auf dem Weizenfelde nach der Aussaat eben so unheimlich werden; denn die Samenkörner verwesen alle. Ja! sagst Du, das ist ganz etwas Anderes, hier liegen Samenkörner und dort Menschen. Gut; aber jetzt frage ich Dich ganz einfach: Glaubst Du, daß die Menschen dort auch Samenkörner sind? —

Ja, ja, glaub es nur, sie sind Samenkörner. Und was fürchtest Du Dich dann vor Samenkörnern? —

Ich frage Dich noch weiter: Glaubst Du,

daß Gott den verwesenden Weizenkörnern nahe ist und durch seinen Segen dafür sorgt, daß sie wieder auferstehen?

Ja, das glaubst Du.

Ist er nun nicht noch viel mehr nahe den Menschenleibern, die nicht bloß sein Meisterstück, sondern auch Tempel seines heiligen Geistes gewesen sind und wieder werden? Läßt denn eine Mutter ihre schlafenden Kinder allein und ohne Wache? Geht denn nicht sogar der Landmann in der Nacht hinaus, damit die Thiere seine Saat nicht verderben? Und Gott sollte seine Saat so ganz außer Augen lassen? Betrachte doch den Mond in der Nacht auf dem Friedhofe. Gießt er nicht gleichmäßig sein sanftes Licht auf den Rosengarten und den Weiher neben dem Schlosse, und auf die stillen Gräber? — Also Du fürchtest im Grunde genommen die Nähe Gottes, der über seinen schlafenden Lieblingen wacht? —

Die Kreuze auf den Gräbern erschrecken Dich auch. Ich will Dir sagen, was ich davon denke. Wenn ich da in den Garten hinabsehe, so erblicke ich viele eingesteckte Stäbchen. Wozu sind denn diese? Erstens, damit man wisse, hier werde ein Pflänzchen hervorkommen, und zweitens, damit das zarte Pflänzchen an dem Stabe sich emporwinde zum Sonnenlichte. Dasselbe sagt mir das Kreuz auf dem Grabhügel. Hier liegt ein

theures Samenkorn (so sagt das Kreuz), befruchtet mit theurem Blute; und weil es befruchtet ist mit theurem Lebenssafte, so wird es keimen und auferstehen; und an dem Kreuze wird es sich emporwinden zur ewigen Sonne. Wenn ich nun so ein Kreuz betrachte, so durchsäuselt meine Seele ein sanfter Himmelswind, und wo Du Gespenster siehst, da sieht mein innerliches Auge Ihn selber auf dem Hügel stehen und den Todten zu seinen Füßen liegen und ich höre Ihn sagen: Fürchte Dich nicht; ich bin der Erste und der Letzte, und der Lebendige. Ich war auch todt, und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit, und habe die Schlüssel der Hölle und des Todes; ich werde Dich nicht unter der Erde im Tode lassen.

Du fürchtest also auch im Grunde genommen die Nähe Jesu Christi, weil Dich sein Siegeszeichen schreckt? Denn wo sein Zeichen eingesteckt ist, da herrscht er ohne Widerrede, so wie der König auf dem Grunde herrscht, wo sein Wappen aufgerichtet ist. Wohl ist die ganze Erde Eigenthum Jesu Christi; denn der Vater hat sie ihm mit einem Eidschwur geschenkt; aber auf der weiten Erde sind ihm diese Aecker die liebsten Grundstücke, die er mit seinem eigenen Blute befruchtet hat, von denen er die schönste Ernte hofft. Du weißt, daß um die dreißig Silberlinge, um die unser Herr verkauft worden ist,

ein Begräbnißplatz für Fremdlinge angekauft wurde. Das war das theuerste Stück Erde, das je erworben worden ist. Und um denselben Preis hat er jeden Gottesacker gekauft. Auf diesem Grund und Boden darf sich Niemand fürchten; der wird noch besser bewacht, als des Grafen englischer Garten da drüben am Berge.

Jetzt kannst Du Dir vielleicht vorstellen, warum ich auch im Vollmand gerne in dem Friedhofe verweile. Da prüfe ich meinen Glauben, ob er stärker ist als mein Blut und meine Nerven, die wie Spinnenfäden von jedem Winde abhängen. Nicht wahr! mit Deiner Braut willst Du schon im Mondschein gehen, da friert Dich nicht; die Liebe ist stärker als Deine Sinne und Deine geschreckte Einbildungskraft; da erschreckt Dich das Knarren des Wetterhahns und das Thurmuhrschlagen nicht und das Säuseln der Bäume und der fliehende Schatten der Wolken? Laß Deinen Glauben an Jesum Christum und unsern himmlischen Vater auch so stark seyn, wie Deine Liebe zur Braut, und Du wirst die schönsten Vollmondstunden auf dem Friedhofe zubringen.

Ich will Dir noch einen Grund sagen, aus dem ich so gerne, besonders an schönen, sonnigen Vormittagen, auf den Friedhöfen bin. Auf dem Friedhofe kann ich ganz vortrefflich in die Herzen der Menschen sehen. Ich brauche gar nicht in das Dorf oder in die Stadt hineinzugehen, und

ich weiß doch, wie arm oder wie reich sie im Herzen sind. Ich will Euch einige Beispiele aufführen.

Auf einem Stadtkirchhofe traf ich ein Monument aus Sandstein, beiläufig so groß wie eine grau angestrichene Stubenthür, und auch so verziert. Der Stein hatte Geld gekostet. Darauf stand: Felsen. H.-Nr. 679. 1848.

In dieser Familie, sagte ich zu mir selbst, muß gerade so viel Gemüth und Herzlichkeit seyn, wie in dem Sandstein. Ich will die Probe machen. In der Stadt suchte ich H.-Nr. 679 auf. Das Haus war ganz neu hergerichtet, und es stand daran: Renovirt 1848, und an der Messingklingel; Felsen. „Wer ist Herr Felsen?" fragte ich einen vorübergehenden Herrn. Ein Geschäftsmann. „Wechselt er Geld?" Allerdings. Ich schellte. Die Thüre ging auf und ich trat in die Geschäftsstube. Herr Felsen saß am Tische. Ich legte ihm neue österreichische Banknoten vor und ersuchte ihn um Silber. Er besah die Noten. „Unbegreiflich", sagte er, „selbst auf den Noten müssen die Menschen noch so gemüthliche Figuren anbringen; so eine Platte kostet das Doppelte. Gemüth taugt nichts in der Welt, Ziffern sind die Hauptsache. Meinen Sie nicht auch, mein Herr?" — Allerdings, sagte ich, vorausgesetzt, daß die ganze Welt nur eine Wechselstube ist, und das Menschenherz eine Geldbörse.

Einsam unter einem Birkenbaume fand ich ein eigenthümliches Denkmal. Es war ein einziger unbehauener und mit Moos überkleideter, etwas flacher Felsenstein, der in die Erde eingesenkt ist. Obenauf ist ein einfaches schwarzes, eisernes Kreuz in den Stein eingefügt, und in der vordern Wand des Felsens ist eine Fläche wie eine weiße Tafel eingemeißelt, auf welcher mit einfacher Schrift steht: Hier ruht Michael Brenner. Geboren am 12. April 1770, gestorben am 1. Nov. 1852. Darunter steht: Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort; dann aber von Angesicht zu Angesicht. 1 Cor. 13, 12. Euer Leben ist verborgen mit Christo in Gott. Col. 3, 3.

Hier liegt ein Mann, dachte ich mir, der sein ganzes langes Leben daran gesetzt hatte, die Wahrheit zu ergründen und der Welt abzusterben, um dem Himmel zu leben. Und hier hat er selbst die Früchte seines Lebens ausgesprochen, damit sie der Wanderer genieße. Ja wahrhaftig! ich muß über diesen Mann und seine Worte nachdenken. Was ist es denn mit der menschlichen Erkenntniß? Was wollen wir denn erkennen? Gott und den er gesandt hat, Jesum Christum. Denn wer die beiden erkennt, der hat alle Erkenntniß mit. Und wie erkennen wir denn Gott? Wie in einem Spiegel im dunkeln Wort. Welcher ist denn dieser Spiegel? Die

Welt, die Gott erschaffen hat. Da ist die geheimnißvolle Natur vor uns ausgebreitet wie ein Spiegel, der die Macht und Majestät Gottes wiederspiegelt. Aber die Natur ist eben ein Buch mit dunkeln Worten. Kaum können wir darin buchstabiren. Dann ist der Geist des Menschen auch ein Spiegel, in welchem sich Gottes Wesen spiegelt. Aber auch der Geist gleicht einem Buche, das aus dunkeln Worten besteht, und wer kann eigentlich das Wesen des Geistes ergründen? Wir können auch in diesem Buche mühsam nur einige Zeilen lesen. Dann ist der Mensch auch nach Leib und Seele ein Spiegel, in dem sich Gottes geheimnißvolles Wesen spiegelt, denn der Mensch ist das Bild und Gleichniß Gottes. Und mit Recht hat Augustinus geschrieben: Erkennete ich mich, so erkennete ich auch Dich. Aber welcher Mensch erkennet sich selbst? Ja, der ganze Mensch ist ein dunkles Wort. Und so ist es wahr, was der Greis hier dem Wanderer sagt: Wir sehen jetzt wie in einem Spiegel in einem dunkeln Wort.

Dasselbe gilt von der Erkenntniß Jesu Christi. Die heilige Schrift ist ein Spiegel, in welchem sich sein heiliges, geheimnißvolles Wesen wiederspiegelt. Aber die heilige Schrift ist wieder ein Buch voll dunkler Worte, und wenn uns nicht der Geist Gottes hilft, so können wir dieses Buch nicht lesen. Wir buchstabiren und deuteln

darin herum, wie Schulknaben in ihren Büchern, wenn ihnen der Lehrer nicht beispringt. So sehen wir denn auch jetzt Jesum Christum nur wie in einem Spiegel im dunkeln Wort. Und das wollte der Vater, damit der Mensch, wie dieser Greis hier, endlich die Bücher gerne weglegt und sich auf den Weg macht vom Spiegel weg zum Urbild selbst, damit er es von Angesicht zu Angesicht schauen kann. So bereitet uns all unser Forschen gut zum Sterben vor; wahrhaftig selig ist ein Mensch, der es so weit auf Erden bringt, daß er sich vom dunkeln Wort weg zu Gott hinübersehnt.

Jetzt will ich das zweite Wort betrachten, das der Greis dem Wanderer sagt: Euer Leben ist verborgen mit Christo in Gott. Erst war euer Leben verborgen in der Mutter, ehe es an diesem Sonnenlichte offenbar wurde. Dann wird der Leib wieder verborgen in dem Schooße der gemeinsamen Mutter Erde. Es scheint mit dem Leben aus zu sein. Doch nein! Es ist verborgen, geborgen und aufgehoben in Gott selbst. Und wie denn dieses? Mit Christo, sagt der Greis. Ja, ich begreife das wohl. Daß das Leben Christi aufgehoben ist in Gott, ist mir vollkommen klar, denn der Vater und Er sind Eins. Und mein Leben ist ja auch zusammengepflanzt mit dem Leben Jesu Christi, wie das Glied zusammengepflanzt ist mit dem Haupte.

Er hat mir ja seinen heiligen Geist eingepflanzt, und so bin ich geistig mit ihm Eins. Aber er hat mir auch sein leibliches Leben eingepflanzt, indem er mir sein Fleisch und Blut giebt. So bin ich denn mit ihm zweimal zusammengepflanzt, und sein Leben ist mein Leben geworden. Aber so lange ich noch hier auf Erden in diesem Leibe wandle, ist mein eigentliches Leben verborgen; erst wenn dieses irdische Leben abgethan ist, dann erscheint das höhere Leben. Darum muß ich sterben, um das eigentliche Leben zu leben. Ich mußte ja auch das Leben in der Mutter aufgeben, das wie das Leben einer Pflanze war, um ein höheres Leben anfangen zu können, wie es die Mutter selbst lebt. So muß ich denn auch aus dieser Welt hinaus, um in einer höheren Sonne leben zu können, wie Christus selbst lebt, der nichts vom alten Menschen an sich hat. Weil ich aber hienieden das neue Leben noch nicht erfahre, so muß ich es glauben und hoffen. Und in diesem Glauben und in dieser Hoffnung ist dieser herrliche Greis in die Grube hinabgestiegen; das Leben aufgebend hoffte er das Leben; er hoffte wider die Hoffnung wie Abraham. Wie ein Felsen, so stund sein Glaube fest, und das wollte er mit diesem Felsenblock dem Wanderer sagen. Wenn nach Jahrhunderten alle hölzernen Särge und Denkmäler vermodert sind, wenn die meisten zierlich gearbeiteten Monumente

von der Luft zerfressen und zerbröckelt sein werden, dann wird dieser moosbedeckte Felsen wie heute noch stehen und die in seine Tiefe eingegrabenen Worte dem Wandrer sagen. Gar mancher wird, wie ich heute, bei dem Felsen verweilen und über die letzten Worte des Greises nachdenken, und wieder reicher an Glauben und Hoffnung werden. Denn die letzten Gedanken und Worte eines sterbenden Greises nimmt sich doch Jedermann zu Herzen, der überhaupt ein Herz hat. Dieser Greis hat es gut verstanden, mit dem Leben zu wirthschaften. So lange er hier war, hat er gelernt als Schüler Gottes, siebenzig Jahre; erst als er von hier fortging, fing er zu lehren an, und das machte er kurz, aber kräftig. Aus allen Büchern zog er die Quintessenz heraus, und ließ sie in den Felsen graben, unter den er sich zur Ruhe legte. Da kann jetzt durch viele Jahrhunderte Jeder herkommen und lernen, hat nicht nöthig ihn zu bitten oder zu bezahlen, und damit man auch nicht ihm glauben dürfe hat er den Apostel für sich sprechen lassen. —

Die Birke über mir säuselte und erinnerte mich, daß es kühler Abend geworden sei. Ich ging fort. Da ging ich an der Kirchenmauer an dem Grabe eines andern Greises vorbei, das mit einem lieblich blühendem Rosenbaume geschmückt war. Auf einer Tafel standen die Verse:

Leben gleicht dem Rosenbaume,
Der den Hügel hier beschattet,
Wo nach kurzem Sommertraume
Blüthe bald im Tod ermattet.

Ja, sagte ich mir selbst, das ist wohl wahr; aber der Baum soll nicht nur blühen, sondern auch Früchte tragen, und die dauern lange, wie ich das am Felsenblocke sah. Das Menschenleben soll eben kein Sommertraum, sondern eine Sommerarbeit sein; die bloßen Zierpflanzen, wenn sie gefüllt sind, tragen freilich keine Früchte; der Mensch soll eine Weizenpflanze sein.

In einer Brüdergemeinde traf ich eine Gruft, die mich besonders erbaute. In einer lichten Halle war an der Wand der sterbende Heiland gemalt, und über dem Kreuze standen die Worte: Copiosa redemptio (Ueberschwängliche Erlösung). An der Seitenwand war eine große Marmortafel befestigt, welche die Aufschrift trug: Hier erwarten die Auferstehung von den Todten:, darunter waren bereits einige zwanzig Namen der Brüder aufgezeichnet, und wieder darunter war noch viel leerer Raum für die Nachfolgenden. In dieser einfachen Halle sah ich Glauben an die Erlösung, Hoffnung auf die Auferstehung und Liebe der Brüder im schönsten Verein. Mich rührte die schmucklose Halle tief, während mich prächtige und weitläufige Grabdenkmäler von Königen und Kaisern oft kalt ließen.

Ach! die Eitelkeit der Menschen ist doch so groß, daß sie in der Stadt der Lebendigen nicht Raum genug hat, sich zu entfalten, sondern sich sogar auf die Friedhöfe ausdehnt. Davon habe ich fast überall viele Proben gefunden. Marmortafeln sah ich in den Kirchen und an den Kirchenmauern, welche sonst nichts enthielten als ellenlange Titel und darunter ein großes Wappen, so daß für einen guten Spruch kein Raum mehr war. Diese Leute müssen wirklich meinen, daß man diese Titel alle bei der Auferstehung der Todten nöthig haben werde, um die entschlafenen hochgnädigen Herren zum Erwachen zu bewegen. In der Stadt der Lebendigen gelten diese Titel, und in unserm dermaligen Leben müssen sie gelten; es muß Unterschied sein; aber in dem Reiche der Todten haben sie keinen guten Klang mehr, man sollte sie dort weglassen, und dafür sagen, daß dieser Mensch auch ein Christ gewesen und auf die Auferstehung warte. Es muß wohl auch der hochgeborne Graf in der Kirchengruft gerade so lange Geduld haben, wie der arme Taglöhner draußen im Grabe. Die Stimme des Sohnes Gottes wird beide zu gleicher Zeit erreichen.

Wie es ehemals die Ritter und Herren mit den Grabmälern machten, so machen es jetzt auch andere Leute. Da traf ich viele Steine an, die ganz nach dem Muster eines halben Schachtel-

deckels gemeißelt sind, ohne Kreuz oder sonst ein Zeichen, daß der Schlafende oder der Erbe ein Christ sei, und auf dem Steine steht dann stolz und selbstgefällig: Bacher'sche Grabstätte, oder dergleichen. Diese Leute setzen voraus, daß man diesen Namen eben so kenne, wie Schiller oder Mozart oder Napoleon. Wenn ich dann in der Stadt nachfragte, so war der Erbauer des Denkmals ein Bürstenbinder oder Seifensieder, der über das Christenthum und die Religion überhaupt sich mit Hülfe des Herrn Büchner seine Ansichten gebildet hatte, die gerade so rührend sind, wie der Grabstein und die Inschrift. Offenbar zeigte der Bürstenbinder einen Bürstendeckel und der Seifensieder eine Seifentafel als Muster dem Bildhauer. Auch die Aufschrift auf dem Bürstendeckel und der Seife ist als Muster zu brauchen, weil der berühmte Familienname darauf steht.

Dann sah ich einmal das Denkmal eines Bergrathes. Da waren zwei gekreuzte Hammer zu sehen, und darunter stand: Bergrath Brauner's letzte Grubenfahrt. Ich kannte diesen Mann genau. Er war so vertieft in das Bergwesen, daß er das Vaterunser deßwegen nicht leiden mochte, weil es vom Himmel, also von einem Reiche über der Erde sprach; denn er hielt sogar dieses Leben über dem Bergwerke für Lug und Trug, und war immer froh, wenn er in

die Grube fahren konnte. Daß nun gar über diesem Erdenleben noch ein höheres sein sollte, hielt er für die unsinnigste Träumerei. Denn, sagte er, was unter der Erde ist, das hat allein Bestand. Metall bleibt doch; aber die Bäume und Blumen und Menschen auf der Erde sind wie Schatten, sie haben keinen Gehalt; und nun sollte noch gar ein geistiges Leben geglaubt werden: das wäre von vornherein Nichts. Was vom Menschen übrig bleibt, das ist das Bischen Eisen, das er im Blute hat. Und so hielt denn der Bergrath auch sein Sterben für eine Grubenfahrt, durch welche er dem Aerar sein Bischen Eisen ausliefert. Damit man aber wisse, daß er nicht mehr herauf komme, und das Aerar seine Stelle sofort besetzen könne, setzte er die Grabschrift auf, die ich oben angeführt habe. Von der Verklärung hatte er die Ansicht, daß der Kohlenstoff im Menschen unter der Erde nach Jahrtausenden sich zu einem Diamant verdichte. Und so hoffte er denn, er werde einst als ein Diamant auferstehen.

Ich sagte Dir, lieber Leser! daß ich deßwegen so gern die Grabdenkmäler betrachte, weil sich in dem Friedhofe die Stadt selbst wiederspiegelt. Auf was die lebendigen Menschen den größten Werth legen, das wirst Du auch im Friedhofe hervorgehoben finden: die Tugenden und Thorheiten der Lebendigen kannst Du auf

den Grabsteinen lesen. Ich will Dir noch einige Beispiele anführen. In einem Stadtfriedhofe sah ich das Grabmal eines Millionär, der unermüdlich thätig war im Leben, — Geld aufzuhäufen. Da setzte ihm der geldstolze Sohn folgende Denkschrift:

Dem rastlos Thätigen ward schon hienieden
Ein reicher Erdensegen als Belohnung zugetheilt;
Was ist ihm jenseits erst für reicher Lohn beschieden.
Wo kein Verlust ihn jemals mehr ereilt! —

Der geldstolze Sohn hat die Meinung, irdischer Reichthum werde von Gott als Darangeld gegeben, daß man jenseits noch mehr erhalten werde. Er konnte sich auch Arm und Gottverhaßt nicht auseinander denken, und meinte deshalb in seiner Dummheit, daß Gott Reichthum seinen Lieblingen gebe. Er hatte das Gebet Salomonis gewiß nie gelesen.

In demselben Friedhofe sah ich eine Halle, in welcher eine wahrhaft zierliche Frauengestalt aus weißem Marmor auf den Knieen betend in Lebensgröße dargestellt ist. Wer ist denn diese Dame? fragte ich den alten Todtengräber. „Eine Gräfin M.“ erwiederte er. „Sie war sehr schön, und da hatte sie den Wunsch, daß sie ganz genau, wie sie im Leben war, in der Halle da aus Marmor dargestellt werde.“ Vor der Figur

stand ein schön lackirter und mit Gold verzierter weißer Betschämel für den Besucher der Halle. Wen sollte man hier anbeten? Etwa die schöne Gräfin? —

Ich war einmal in einem Dorfkirchhofe, der mir gleich beim Eintritte auffiel. Etwa der vierte Theil der hölzernen Särge über den Gräbern war mit Kieselsteinen ausgefüllt, und kein Pflänzchen zeigte sich auf dem Sarge. Diese Kieselsteine auf den Gräbern erinnerten mich an Absalons Grab, und ich kam auf den Gedanken; daß unter diesen Särgen ungerathene Söhne und Töchter lägen. Vielleicht, dachte ich mir, herrscht in dieser Gemeinde eine so große Sittenstrenge. Vielleicht hat es der Pfarrer mit den Hausvätern so abgeredet. Die andern Särge aber waren reich mit Blumen und Gesträuchen geschmückt. Zu meiner größten Verwunderung fand ich nun, daß die Kieselgräber fast durchgehends von Bauern ihren Eltern oder Pflegeeltern oder Wohlthätern aufgerichtet worden waren. „Es war ein Pfarrer hier", sagte mir der Schullehrer, der eben über der Friedhofmauer lehnte und ins Dorf hinabsah, „der war sehr geizig. Wie Sie dort sehen, gehen seine Fenster auf den Friedhof heraus. Wenn er dann sah, wie die Särge durch die Blumen und die herabhängenden Gesträuche so bald vermodern, so wurde er in der Seele betrübt. Da kam er auf den Gedanken, die

Särge mit kleinen Kieselsteinen auszufüllen, und dies führte er zunächst bei den Gräbern seiner Vorfahren aus. Sodann suchte er auch die Gemeinde zur Nachahmung zu bewegen. Wenn er in der Predigt Gelegenheit fand, über Verschwendung zu reden, so wies er jedesmal auf die Särge hin, von denen doch weder die Todten noch die Lebendigen einen Nutzen zögen, als höchstens der Todtengräber und der Schreiner. Das leuchtete nun mehreren wohlhabenden Bauern ein, und sie machten es dem Pfarrer nach. Die andern Gemeindeglieder wurden erbittert, und pflanzten noch mehr Blumen und Gesträuche auf die Gräber. Und daher sehen Sie, Herr, hier diesen grellen Unterschied unter den Gräbern." — O, die menschliche Verderbtheit ist groß, sagte ich zu mir, als ich fortging, selbst der schmuzige Geiz wirft seinen dunkeln Schatten bis in das stille Reich der Todten! —

Ja, was sah ich sogar einmal in einer Stadt? — Ich besuchte mit meinem Freunde Victor ein altes Kloster-Gebäude. Wir ließen uns auch in die Gruft der ehemaligen Conventherren führen, von der wir gehört hatten, daß sie merkwürdig sei. Sie ist wie eine unterirdische Abtei; man wandelt in Kreuzgängen herum, in deren Wänden die Särge in ausgehauenen Zellen stehen. Auf jedem Sarge ist eine Metallplatte, auf welcher der Name des Stiftsherrn

steht. Durch Jahrhunderte wanderte Einer nach dem Andern von seiner Zelle mit der herrlichen Aussicht auf den Fluß und die Berge in diese stillen Gänge herab, um auf die große Posaune zu warten. Auf einmal stießen wir auf einen vertrockneten Leichnam, der an die Wand aufrecht angelehnt war. Die Augen waren ausgeronnen und vertrocknet, die Nase eingedrückt, sonst sah der Leichnam aus, wie ein recht dürrer alter Mensch, der mit vergilbten Pergament überzogen ist.

„Die Grüfte“, sagte der Führer mit selbstgefälligem Lächeln, „zeichnen sich dadurch aus, daß sich die Leichen so überaus lange erhalten. Um den Reisenden eine Probe zu geben, habe ich diesen Stiftsherrn da aus dem Sarge genommen; er ist schon zweihundert Jahre alt. Belieben Sie nur, meine Herren! die Platte seines Sarges anzusehen. Er war der zweite Prior im Stift. Jetzt heben Sie den Todten gefälligst in die Höhe, da sehen Sie, wie leicht der Mensch wird.“

„Aber“, sagte ich, „Ihr solltet den Leichnam im Sarge ruhen lassen!“

„Ei was“, entgegnete der Mann, „gar Viele haben mir gerade deßwegen einen guten Führerlohn gegeben, weil ich ihn herausnahm. Sie gehen ganz vergnügt von hier weg, weil sie ihren Bekannten sagen können, sie hätten einen

ausgetrockneten Todten in die Höhe gehoben. Sie freuen sich schon im Voraus darauf, wie ihre Frauen und Töchter sich entsetzen werden. Mir trägt dieser Stiftsherr Geld ein, und macht den Fremden Vergnügen, und ihm ist es ganz gleichgültig, ob er liegt oder lehnt.

Da erinnere ich mich auch an ein Gespräch, das ich einmal mit einem alten Todtengräber geführt habe, den ich eben traf, als er ein Grab grub. —

Wie geht's? sagte ich zu ihm.

„Schlecht", erwiederte er; „seit einem Vierteljahre ist das das zweite Grab, das ich grabe, und in einer so großen Gemeinde ist das zum Verzweifeln. Da war es im vorigen Jahre anders, als das Nervenfieber herrschte, da hatte ich im Sommer fast jede Woche drei bis vier Gräber. Es ist eine langweilige Zeit."

Findet Ihr öfter etwas beim Graben?

„Ha!" sagte er, „mit dem ist es jetzt auch nichts mehr. Die Zeiten werden immer schlechter. Mein Vater selig grub noch viele goldene und silberne Ringe und Ohrengehänge und dergleichen aus; in meinen jüngern Jahren war es auch noch nicht schlecht; aber jetzt läßt es stark nach, und mein Nachfolger wird gar nichts mehr finden. Früher ließ man den Todten doch ihre Ringe an den Fingern. Jetzt können es die Verwandten kaum erwarten, bis Einer todt ist,

daß sie über ihn herfallen, und ihm die Ringe herabdrehen und die Ohrgehänge ausreißen; „auf daß sie auch ein Andenken haben, (sagen sie) sonst bekommt das Zeug doch nur der Todtengräber." Die Leute sind dem Todtengräber um jede Schuhschnalle neidig, die er findet; es ist ein mageres Brod."

Aber sagte ich, ich habe schon Todtengräber gesehen, denen es recht gut zu gehen scheint, und die auch sehr vergnügt waren!

„Es kann sein", erwiederte der Mann, „aber dann treiben sie vielleicht Nebengeschäfte, und vor diesen soll mich Gott bewahren."

Was meint Ihr für Geschäfte?

„Ich weiß nicht ob es wahr ist, aber ich habe davon gehört, daß Einige gleich nach dem Begräbniß die Särge wieder aufmachen, und den Todten die Kleider ausziehen und verhandeln. Ich weiß es nicht, ob es wahr ist, aber möglich ist es; ich aber mag mit so etwas nichts zu thun haben; ich verkaufe nicht einmal Schädel oder Knochen an Drechsler oder die Knochenmühlen."

Nein! sagst Du, lieber Leser! das ist zum Verzweifeln! Sind denn die Menschen so verdorben, daß selbst der stille Friedhof der Schauplatz ihrer Thorheiten und Laster ist? Ja, es ist nicht anders; wo der lebendige Mensch seinen Fuß hinsetzt, da bringt er seinen Schatten mit. In der Stadt der Lebendigen fallen die Thor-

heiten nicht so grell ins Auge, aber auf dem stillen, ernsten Friedhof fallen sie dem gesunden Auge desto stärker auf, wie man auch in stiller Nacht die Töne besser vernimmt. Aber, meine lieben Leser! zum Verzweifeln ist es nicht. Denn nicht nur Thorheiten und Laster der Menschen werfen ihren Schatten auf den stillen Friedhof, auch die Tugenden der Menschen strahlen ihr mildes Licht am schönsten an diesem ruhigen Orte aus.

Sieh! da steh' ich vor einem einfachen Grabhügel, der mit Reseda bepflanzt ist. Auf dem Hügel steht ein einfaches Kreuz aus rothem Marmor und auf dem Kreuze der auferstandene Heiland. Es ist das Grab einer Mutter; ihr Sohn hat das Kreuz aufgerichtet und die Reseda gepflanzt. Bei dem ersten Morgengrauen, wenn noch die Sterne am Himmel stehen, habe ich den treuen Sohn schon an dem Grabe getroffen, und eben so in der späten Abenddämmerung. Er glaubte einmal allein zu sein, denn ich saß an der Kirchenmauer hinter einem Hollunderstrauche. Da hörte ich ihn sagen: „In meinem Herzen, liebste Mutter! habe ich Dir ein schöneres Denkmal aufgerichtet, als ich hier konnte; Du weist ja, daß ich arm bin. Ja, in meinem Herzen, liebste Mutter! hast Du das schönste Kämmerlein, wo Du wohnst. Nein! Du bist mir nicht gestorben, Du lebst mit mir, denn Alles, was Du mir gesagt hast, ist leben-

dig in mir, und ich weiß auch, liebste Mutter, daß jetzt Dein Geist meinem Geiste nahe ist. Hier an diesem heiligen Altare, an Deinem Grabe, liebste Mutter! schwöre ich heute wieder, alle Deine Worte zu befolgen und ein reines Leben zu führen, damit ich wieder zu Dir komme. Ich habe unendliches Heimweh nach Dir, denn Du liebtest mich, wie mich kein Mensch lieben kann, und wenn mich Gott so liebt, wie Du mich geliebt hast, dann bin ich das seligste Geschöpf auf Erden. Jetzt bist Du bei Gott, liebste Mutter! sag ihm mein Heimweh nach Dir, und bitte ihn, daß er mich so lieben möchte, wie Du mich liebst."

Ich habe diesen Sohn später kennen gelernt; er war ein strenger Mann, der den ganzen Tag an dem Setzkasten stand und wenig sprach. Er verbröckelte seine Liebe nicht, wie es so viele Menschen machen; er sparte sie zusammen für seine Mutter. Diese Liebe begeisterte ihn zum Dichten, und an Feiertagen schrieb er dann nieder, wovon sein Herz voll war. Ich habe nie in meinem Leben mit so großer Rührung Gedichte gelesen; sie waren mit dem wärmsten Herzensblute geschrieben. Ich will Dir, lieber Leser! einmal eines mittheilen; wenn deine liebe Mutter schon unter dem Hügel schläft, dann wirst Du es gewiß verstehen.

IX.

Wie wir auf die Moseralpe gingen und was ich dort erlebte.

Ich will Dir, lieber Leser! einmal ein Stückchen Alpenleben zeigen, weil Du vielleicht auf dem Flachlande wohnest, und in Deinem Leben nicht abkommen kannst, um in's hohe Gebirge zu reisen und eine Alpe zu besteigen. Du mußt deßhalb auch nicht traurig sein, und zwar aus drei Ursachen. Erstens ist im Gebirge und auf der Alpe auch nicht Alles so Gold, wie es in den Reisebeschreibungen steht; zweitens, weil es nicht darauf ankommt, daß man gerade dort gewesen ist; das siehst Du an gar vielen Herren und Frauen, die den ganzen Sommer und Herbst verreisen, und auf alle Berge klettern, und doch ganz so nervenschwach und langweilig bleiben, wie sie vorher gewesen sind, denn es liegt nicht in der Gegend, sondern in dem Menschen; drittens endlich, weil sich ein kluger Mensch aus einem Bilde oft mehr herausnehmen kann, als ein thörichter aus der Landschaft selbst.

Nun denn, ich und noch zwei junge Freunde wollten einmal auf einer Alpe einige Tage zubringen. Es war schon gegen Abend, als wir auf einem hochgelegenen Dorfe ankamen, das von Bergknappen bewohnt wird. Unter dem Dorfe, tief in der Erde, ist ein Salzbergwerk, und so bringen die Männer des Dorfes den größten Theil des Tages fern, fern von dem lieben Sonnenlichte in den engen finstern Schachten zu, wo sie eintönig, wie eine Uhr pickt, mit dem Hammer an den Felsen klopfen. Wir hielten am Wirthshause des Bergdorfes Rast. Von hier aus geht der Weg steil durch Wälder und zwischen Felsen zur Alpe empor. Meine Freunde bildeten sich ein, noch heute in der Alphütte anzulangen. Der Wirth rieth uns davon ab.

„Sie haben noch gute drei Stunden zu steigen", sagte er, „und dann wird Sie Niemand mehr einlassen". Aber es half nichts, meine Freunde wollten steigen.

„So nehmen Sie doch einen Führer mit", sagte der Wirth, „sonst werden Sie sich im Walde verirren."

Es bot sich ein Bergknappe an, der eben aus dem Schachte nach Hause gehen wollte.

Mich jammerte der arme Mann, der nach des langen Tages Mühe endlich zur Ruhe heimgehen wollte, und nun doch bereitwilligst harrte, ob wir ihn zum Führer nehmen wollten.

„Da müßt Ihr ja heute noch einen weiten Weg machen“, sagte ich zu ihm, „und Ihr seid gewiß müde.“

„Das schlage ich nicht hoch an, Herr“, erwiederte er, „ich kann für den Führerlohn, den Ihr mir geben werdet, meiner Familie einige Tage Brod kaufen; ein Bergknapp mit Weib und Kindern hat ein gar schmales Brod.“

„Gebt dem Manne eine Maß Bier und eine Wurst mit Brod“, sagte mein Freund zum Wirth, „er soll sich stärken, und dann wollen wir weiter wandern.“

Der Bergknapp trank mit viel Behagen das Bier zur Wurst, und sah uns mit seinen matten Augen im blassen Gesichte gar freundlich an. So ein Bergknappe bekommt allmählig ganz das Aussehen eines grauen Salzsteines. Der Wirth gab uns dann lange Bergstöcke mit scharfen Spitzen, dem Führer eine Laterne und wir marschirten frisch dahin. Meine beiden Freunde gingen voraus, ich blieb bei dem Führer und knüpfte mit ihm ein Gespräch an. Ich ließ mir von ihm über das Leben eines Bergknappen erzählen.

Was denkt Ihr denn so immer unter der Erde, wenn Ihr in Eurem engen Schacht steckt? frug ich.

„Ich sag Euch, Herr!“ erwiederte er, „ich wünschte, daß alle leichtsinnigen Menschen Bergknappen werden müßten; da würden sie gewiß

andere Gedanken bekommen, als sie jetzt haben. Seht! ich war auch ein leichtsinniger und gar ausgelassener Bursch, eh ich für meinen Vater in die Grube fuhr. „Wartet nur", sagte der Steiger zu meinem Vater, den Gott selig haben wolle, „wenn der Mensch in die Grube kommt, dann geht ihm ein anderes Licht auf." Und so war es auch. Ich kann es Euch nicht sagen, Herr, wie mir da im Anfang ward. Bei der Einfahrt in den Stollen waren wir unser Mehrere, da machte ich noch viele dumme Späße; als ich aber ganz allein in einen entfernten Stollen wandern mußte, und gar nichts Lebendiges um mich hatte, als mein Grubenlicht, und sich lange, lange, lange gar nichts bewegte und hören ließ, da war mir, als wäre ich lebendig in einem Grabe. Da fing ich an nachzudenken. „Wenn jetzt mein Licht auslöschen und Niemand mehr kommen würde, mich hinauszuführen? Wie leicht könnten mich die Menschen vergessen, ja der Aufseher sogar glauben, ich sey im Wirthshaus, wenn ich bei der Verlesung nicht erschiene." Da starrte ich dann mein Grubenlicht an und hielt es wie ein Kleinod fest. Dann sah ich die Wände an, die glänzten so falsch und tückisch — da Herr! schüttelte es mich wie im Fieber, und ich fühlte mich so verlassen und armselig. Ich empfand recht tief, daß ich Niemanden erschreien könnte. Aber Gott kann ich erschreien, dachte ich,

der kann mich hören. Und da fielen mir die Verse aus den Psalmen ein, die mein Vater so oft gesagt hatte: „Aus der Tiefe rufe ich zu Dir, o Herr! Ja, Herr! erhöre meine Stimme. Daß mich die Wasserfluth nicht ersäufe, und die Tiefe nicht verschlinge, und das Loch der Grube nicht über mir zusammengehe." Als ich das gebetet hatte, wurde mir leichter um's Herz; ich fühlte, daß Gott auch in meinem einsamen Schacht bei mir sey. Glaubt es mir, Herr, ich habe bis zu jener Stunde nicht gewußt, was es denn auf sich habe, zu wissen, daß Gott überall ist. In dem tiefen Schachte lernte ich das verstehen. Wenn man so auf der Erde unter den Menschen herumläuft, da denkt man nie ernsthaft darüber nach; es dringt nicht hinein in's Herz. Da sind die Menschen wie die Schulbuben, die es zwar aufsagen, daß Gott überall ist, aber dabei an das Plattenwerfen denken. Was man nicht erlebt, das weiß man doch im Grunde nicht. Als ich aus der Grube wieder heraufkam an den Tag, da war es gerade so, als ob ich von den Todten auferstanden wäre, der alte Mensch war nicht mehr da; ich war wie umgewandelt.

Der Steiger, meines seligen Vaters Freund, begegnete mir am selben Abend; er schaute mir in's Gesicht, schlug mich dann auf die Schulter, und sagte: „Glück auf! Rupert! in dir steckt eine gute Ader!" —

Der Mann schwieg. Ja, die Grube reinigt uns vom alten Menschen, dachte ich bei mir selbst; aus dem Grabe werden wir so hervorgehen, wie dieser herrliche Mann aus seinem Schachte; der alte Mensch ist abgestreift.

Jetzt wurde es aber pechfinster, denn wir mußten in einen dichten Tannenwald hineingehen. Der Führer zündete die Laterne an uud leuchtete uns vor. Wir stolperten etwa eine halbe Stunde über Wurzeln und Steine, bis wir an einem kleinen Hause ankamen.

„Wenn Ihr hier über Nacht bleiben wollt", sagte der Bergknappe, „so kann es geschehen; wenn Ihr aber durchaus zur Alpe wollt, so gehen wir vorbei."

O wir bleiben hier über Nacht! riefen wir Drei wie aus Einem Munde.

Wir traten in den Gasthof ein. Die Gasbeleuchtung ward ersetzt durch die Laterne unseres Bergknappen, so wie er selber den Portier und Zimmerkellner vorstellte. (Er erinnerte auch vollständig an einen Hotelkellner, nur daß er statt in Schwarz in Weiß gekleidet war, und statt der Frackschwänze sein Bergleder hinten aufliegen hatte). Die Gaststube, die zugleich Speisesaal ist, ist gar klein und niedrig, aber obgleich es Sommer war, geheizt, wie in England. Der Gasthofbesitzer saß an dem einzigen Tische auf der Bank vor einer Oellampe und las in dem

Kalender. Er erhob sich nicht, als wir eintraten, schien uns überhaupt nur für Anhängsel seines Freundes Rupert zu halten; denn mit lauter Stimme, daß man es im ganzen Hause hören konnte, rief er aus: „Na Rupert! wen bringst denn du daher?“ und schüttelte ihm treuherzig die dürre Knappenhand. Die Drei da, sagte Rupert, und deutete mit dem Daumen über die Schulter auf uns zurück, wollen auf die Moseralpe, und ist ihnen der Tag zu kurz und der Weg zu lang worden; ich laß sie halt heut bei Dir da.

Meine beiden Freunde waren wenig erbaut über diese Manieren, ich aber war entzückt, wieder einmal unter einfachen Menschen zu sein. War das nicht eigentlich sehr schön, daß der Bergknappe uns als seine Schutzbefohlenen betrachtete, und für uns bei seinem Freunde das Wort nahm? Auf den Bergen, lieber Leser! thut Geld nicht Alles, und die Leute thun auch nicht Alles um Geld. Der Knappe löschte seine Laterne aus, stellte sie auf's Fenstergesims, und setzte sich neben den Hausherrn an die Tafel und hieß uns ein Gleiches thun. Wir waren so müde, daß wir seit Jahren nicht so wohl ruhten, wie damals auf den harten Stühlen mit Bretterlehnen. Was nun das Abendessen angeht, so überhob uns der Gasthofbesitzer der Mühe, den Speisezettel zu studiren, indem er den Laib Brod, der neben ihm auf dem

Tische lag, zu uns herüberschob, und aus der Seitentasche seiner gemsledernen Beinkleider ein Messer herauszog und dazu legte.

„Bier", sagte er, „habe ich halt heute keines; der Hans (mein Bruder) trägt erst morgen ein Faßl herauf. Aber eine Milchsuppe könnt Ihr gleich haben."

Es dauerte auch wirklich nicht lange, so brachte er eine große irdene Schüssel voll gekochter Milch auf den Tisch und bedeutete meinem Freunde Alfred, daß in der Tischlade, vor welcher Alfred saß, die Löffel zu finden wären. Wir aßen, und fürwahr! nie zuvor habe ich meine beiden Freunde mit solchem Appetit ihr Abendbrod verzehren gesehen. Der gute Rupert schlug den ihm angebotenen Löffel aus, nicht etwa aus Respect vor unsern Persönlichkeiten, sondern vor unserm Hunger; er fürchtete, wir möchten zu wenig haben. Als wir satt waren und die Löffel weggelegt hatten, zog er die Schüssel zu sich und leerte den noch bedeutenden Rest mit dem erstaunlichsten Appetite. Dann brach er auf (denn er mußte nach Mitternacht schon wieder in die Grube fahren), sagte für die Bezahlung Vergelt's Gott! zündete die Laterne an, schüttelte dem Wirth die Hand, empfahl uns ihm bestens, und verließ mit einem „Glück auf!" das Hotel.

Glaubst Du mir, lieber Leser! daß mir weh um's Herz ward, als der salzgraue Rupert dahin

war? Es liegt etwas unaussprechlich Rührendes in einem solchen Menschen, der so einsam unter der Erde lebt, und wenn er heraufkommt, so gut ist mit allen Menschen. Der Wirth mochte meine Stimmung bemerkt haben.

„Der Rupert", sagte er, „ist ein guter Kerl, ich kenne ihn schon vierzig Jahre; habe allemal eine Freude, wenn ich ihn sehe."

Wie oft geschieht das? fragte ich.

„Eh", sagte der Wirth, „alle Jahre etwa dreimal. Er ist mein Feiertagsfreund. Zu Weihnacht, Ostern und Pfingsten kommt er zu mir herauf, und da sitzen wir den Nachmittag zusammen und reden Alles aus, was wir auf dem Herzen haben. Er ist bei Gott gar gut angeschrieben. Wenn ich ihn so reden höre, da denke ich manchmal, Gott müsse ihm Manches ganz expreß in der Grube sagen, weil es andern Menschen gar nicht so einfällt. Mit dem Rupert wäre leicht sterben, sage ich öfter zu meinem Weibe."

Und ich denke, auch leicht zu leben, sagte ich.

Der Wirth führte uns sodann in die Schlafkammer. Er hatte die Betten schon besorgt. Neues Heu und darüber frisch gewaschene Betttücher; das war Alles. Da wir in aller Frühe aufbrechen wollten, so fragten wir um die Rechnung. Diese war bald gemacht und bezahlt. „Für das Abendessen", sagte der Wirth, „zahlt

ein Jeder zwei Kreuzer, einen Kreuzer für die Milch und einen für das Brod; und für das Bett zahlt auch ein Jeder einen Kreuzer. Macht zusammen neun Kreuzer. Aufwecken will ich Euch schon um drei Uhr, Ihr dürft ruhig schlafen." Wir zahlten, er wünschte uns gute Ruhe und ging. „Da haben wir in der Schweiz gerade sechzigmal so viel zahlen müssen", sagte Alfred. Wir schliefen vortrefflich. Ich bin schon viel in der Welt herumgereist und habe schon viele Rechnungen in Gasthöfen und Wirthshäusern bezahlt, und alle wieder vergessen, auch kann ich mich an keinen Gasthofbesitzer mehr genau erinnern; aber diese Rechnung habe ich behalten, so wie ich das Bild dieses ehrlichen Wirths auf der Stelle zeichnen könnte, so tief hat es sich mir in's Gedächtniß eingeprägt. Es ist auch ganz natürlich. Die meisten Wirthe und Kellner Europas gleichen sich einander wie alle abgegriffenen glasglatten Silbergroschen, und ihre Rechnungen wie die Lottozettel; aber der Wirth da auf dem Berge war wie ein ungebrauchter harter Thaler, dergleichen Gott seinen Kindern manchmal zeigt, damit sie auch wissen, daß er in seinem Schatzkasten nicht lauter abgenutzte Groschen habe, wo gar nichts darauf steht, oder Koburger Sechser, wo mehr darauf steht, als sie werth sind.

Noch flimmerten einige Sterne am Himmel, als wir vor das Haus zu dem frischen Röhrenbrunnen traten, um uns zu waschen. Hui! wie kalt! aber auch wie gesund! — und als wir uns abgetrocknet hatten, wie angenehm warm! Luft und Wasser hatten uns so belebt und erfrischt, daß wir ein Verlangen hatten, uns zu bewegen. Wir griffen nach den Bergstöcken, der Wirth schmierte uns noch die Stiefeln mit Pechöl und begleitete uns ein Stück Weges, so weit, bis wir uns nicht mehr verirren konnten.

„So", sagte er treuherzig, „jetzt könnt Ihr nimmer fehlen, wenn Ihr diesen Waldweg fortgeht; haltet Euch nur fein rechts."

Wir reichten dem Manne die Hand und gingen dann weiter. Mich drängte mein Herz, mich noch einmal nach ihm umzusehen; er stand noch an dem Abschiedsplatze und sah uns nach, ob wir auch den rechten Weg gingen. — Wie einfach herrlich war doch Alles! Ueber uns der leuchtende Frühmorgenhimmel mit einigen Silbersternen; in feierlicher Stille standen die alten Buchen um uns; da unten lag das kleine hölzerne Wirthshaus mit dem lustigen Brunnen vor demselben im saftig grünen Wiesenplan, auf dem die Blümchen noch schliefen, während ihre Mutter sie mit frischem Thau tränkte, und da stand ein Mensch inmitten dieser stillen Natur, der mir wie sein Freund, der jetzt unter der Erde hämmerte,

tief in's Herz gewurzelt war. Mir war, als hätte ich an dem Brunnen dort Alles weggewaschen von meinem Herzen, was sich durch viele Jahre wie ein Grind angesetzt hatte. Ich fühlte mich so wohl, so leicht, so frei, Gott so nahe, und ich freute mich der Menschen, weil es nichts Schöneres gibt, als einen guten Menschen. Wie sollte ich hier Deiner nicht gedenken, hoher Herr! der, damit er uns die Menschen lieb machte, sich selbst vorzugsweise den Menschensohn ohne allen andern Titel nannte? Ja, tausendmal Recht hast Du, großer Menschensohn! wenn Du sagst, wir müssen ganz umkehren und ganz von vorne anfangen mit kindlichem Gemüthe, wie der Bergknappe und der Wirth da werden, wenn wir liebenswürdig und selig werden wollen. Wie dieser Morgenwind, so weht mich Dein heiliges Wort an, und es möge Dir wohlgefällig seyn, Herr! daß ich diese Erstlinge meiner Gedanken Dir als ein Morgenopfer darbringe! Lieber Leser! ich hoffe, daß ich auch in Dir solche Morgenempfindungen erweckt habe. Glaub mir, nicht der Berg macht es, nicht die Morgenluft oder sonst etwas, sondern das Herz macht Alles aus. Du kannst Dich in der Dachkammer eben so gut von Allem reinigen, wie auf der Bergeshöhe. Ich selbst habe das erfahren. In früheren Jahren, als ich noch ein Narr war, dachte ich auf demselben Berge ganz andere Dinge — da war

tiefer Nebel in meiner Seele, wie er unten im Thale ist.

Alpenleben.

Wer lungenkrank ist, darf nicht auf eine hohe Alpe gehen und dort verweilen; wer schwache Nerven hat, oder im Geist schwach ist, der soll auch die Beschreibung überschlagen. Damit die zarten Seelen sehen, daß ich nicht im Scherz warne, so will ich gleich einen Kapitalsatz aufstellen, der ihnen einen Vorgeschmack von dem gibt, was in der Beschreibung vorkommt. Dieser Kapitalsatz heißt: Auf der Alpe hat man mit eben so viel äußerm Unflath zu thun, wie in der Stadt mit innerem Unflath.

Fi donc! Charlotte! nehm sie das Büchlein weg und bringe sie mir Kölnisches Wasser! —

Also noch einmal: Auf der Alpe hat man mit viel Unflath zu thun. Ihr werdet das bald begreifen, wenn ich Euch sage, mit welchen Individuen wir auf der Alpe unter Einem Dache gewohnt haben. Zuerst waren sechs Schweine in der Hütte, und am selben Tage, als wir ankamen, wurden noch zwei hinaufgebracht, doch diese zogen am andern Tage wieder ab, weil sie sich bei den älteren Bewohnern nicht beliebt machen konnten. Wenigstens zwölf Stunden dauerte

die Auseinandersetzung; dann suchten die Neuangekommenen bei den Trögen durchzukommen und verließen grunzend den ungastlichen Ort. Also waren sechs Schweine da, und wie diese die Umgebung der Hütte zurichten, kann man sich leicht vorstellen. Unter unserm Schlafgemach waren etwa dreißig Kühe und Kälber im Nachtquartier; und wir mußten alle Abende uns durch die Kühe durchdrängen, im Unflath waten und dann auf einer Leiter in unsere Schlafkammer steigen, welche der Heuboden ist. Auf der andern Seite wohnen etwa zweihundert Ziegen und Böcke, und daneben einige junge Pferde. Daraus, lieber Leser! kannst Du abnehmen, wie viel Unflath um eine solche Alphütte ist. Aber es ist nur auswendiger Unflath, der dem Auge und der Nase wehe thut, und dann unangenehm ist, wenn man darin ausrutscht und der Länge nach hineinfällt: das Herz und der Geist aber werden dadurch nicht beleidigt. In den Städten ist oft gerade das Gegentheil der Fall. Wenn Du dann noch den Hans kennen würdest, so würdest Du auf den Unflath so wenig merken, wie bei einer Hyacinthe vor Deinem Fenster auf den Mist im Scherben, in dem die Blume so gedeiht. Ja dieser Hans ist so ein rechtes Alpenröslein, in der Wurzel und im Stengel zäh, in den Blättern rauh, aber eine so zarte Blüthe, wie sie nur auf den reinen Höhen, fern von dem Rauch und der

dumpfen Luft der Stadt, erscheinen kann. Hans ist noch ein junger Bursch von vierundzwanzig Jahren, lang und schlank und zäh gewachsen, sein schwarzes Haar hängt zu den schwarzen Augenbraunen herab und macht das braune Gesicht noch dunkler. Mit der Gesichtsfarbe wetteifert sein Hemd und die Lederhose, die aber nur bis auf die Kniee reicht. Aber jetzt schau einmal die ganze Figur zusammen und dann das Gesicht an! Eine so gerade, selbstbewußte, freie Haltung habe ich kaum bei Fürsten gesehen. Dem Hans gehört der weite Sternenhimmel, und die Gletscher und der Wasserfall, der donnernd in's Thal stürzt; dem Hans gehört der Sonnenauf- und Niedergang und das majestätische Gewitter zu seinen Füßen; der Hans gehört sich selbst, er ist Niemandes Knecht auf Erden; und weil er sich selbst gehört, so kann er ganz Gott gehören. Wenn Du ihn fragst, wer er denn eigentlich sei, so antwortet er: „Ein Kind Gottes." Ja, Hans hat Recht! ihm ist das Siegel der Kindschaft sogar auf's Angesicht gedrückt. Obgleich der Mensch so lang und zäh und braun ist, und doch auch schon vierundzwanzig Jahre alt, so ist sein braunes Gesicht doch so kindlich unschuldig, ja fast schelmisch, und die großen dunkeln Augen sehen so einfältig klug in Dein Auge ohne Unruhe und Mißtrauen. Recht dunkle Nachtviolen oder die Gazellen blicken Dich auch so an. „Das

Licht des Leibes ist dein Auge; wenn dein Auge einfältig ist, wird dein ganzer Leib licht sein." Diese Worte des Herrn sind mir erst an Hans klar geworden; früher verstand ich sie nicht. Es gibt auf der Alpe eine Pflanze mit dunkelbrauner Blüthe, welche die Pflanzenkenner die allerwohlriechendste Orchis (Orchis odoratissima) nennen; dieses bescheidene Pflänzchen liebt Hans. Für das Auge und für den Geist sind beide verwandt, wenn auch für die Nase nicht; denn Hans riecht stark nach Butter, Käse und Holzrauch; er schläft auch über dem Herde und der Käsekammer.

Ehe ich Euch von Hans mehr erzähle, muß ich Euch noch die andern Bewohner der Alpe ansagen. Hans ist der Statthalter auf der Alpe. Ihm zunächst an Rang steht der Kuhhirt, eine gewaltige Natur. Er kann einen ganzen Tag in Sturm und Regen draußen sein, klettern und hungern, und wenn er Abends in die Hütte kommt, so setzt er sich naß in den Winkel des Herdes, wo der warme Rauch zusammenkommt, trocknet und erquickt sich, und unterhält sich mit Hans, der sein Freund ist, wie wenn den ganzen Tag über gar nichts mit ihm vorgegangen wäre. Joseph (oder Sepp, wie sie ihn nennen) ist etwa dreißig Jahre alt. Dann kommt dem Range nach der Geißer (das ist der Ziegenhirt), ein kleines Männchen mit langem Barte, den er

vielleicht aus Sympathie für die Ziegen trägt, und mit einem schmalen, verschmitzten Gesichte. Da die Ziegenböcke auf der ganzen Welt das gleiche Naturell haben, so muß ich annehmen, daß sich Franzl nach seinen Pflegebefohlenen gebildet hat, sonst hätte ich geglaubt, sie hätten sich nach ihm gerichtet; denn es ist uns wirklich aufgefallen, welche Aehnlichkeit herrschte. Franzl ist so neugierig, wie die Ziegen, so genäschig, so ungläubig und doch zugleich so abergläubisch, so furchtsam, so streitsüchtig, so widerspenstig, so sinnlich, kurz Franzl erinnert Dich stets an einen Ziegenbock. Und seltsam! mancher Herr in der Stadt erinnert mich plötzlich an den Franzl. Endlich ist noch ein Bub auf der Alpe, mit dem Hans viel Plage hat. Dieser Bursch ist etwa dreizehn Jahre alt; er wurde im Dorfe verwahrlost und ist so wie ein Acker, wo das Unkraut lustig aufkeimt. Daß er sich an Franzl anschließen möchte, der sein Vorbild zu seyn scheint, versteht sich von selbst; doch hofft Hans, daß es ihm mit Gottes Hilfe gelingen werde, den Buben zurechtzubringen.

Jetzt will ich Euch von Hans Mehreres erzählen. Wir saßen oft einsam auf dem Dache der Alphütte in der Vormittagssonne. — Da seh' ich, daß Ihr lächelt, liebe Leser! Ja, es ist wahr, auf der Alpe ist Alles so anders als in der Stadt, und so muß ich Euch wieder erklä-

ren, wie ich auf's Dach kam. Am Morgen ist es auf der Alpe grausam kalt, und man hält sich fein am Feuer der Küche, die zugleich Stube ist. Da raucht es aber dann jämmerlich und wenn die Sonne wärmer scheint, möchte man hinaus in die klare Luft. Aber wohin? Vor der Hütte habe ich schon gesagt, wie es aussieht. Ei! sagst Du, wie unbeholfen, und wie wenig Sinn für Schönheit; da legt man sich in's weiche, würzige Gras. Ja, Freund; eben so gerne lege ich mich in den Brunnentrog als in das thaunasse Gras. Wenn man also doch ins Freie will, so muß man dem Hans folgen, und auf's Dach hinaufklettern; das ist flach und vom Rauch durchwärmt und trocken, da sitzt man vortrefflich im Sonnenschein und hat die Berge vor sich und das Thal mit den Dörfern weit unter sich. Auch denkt man nicht daran, ausgelacht zu werden. Wenn also Hans eine freie Stunde hatte, was meist Vormittags der Fall war, so saßen wir zusammen auf dem Dach, und dann sprudelte hier für mich eine Quelle reinster Freuden, für die ich Gott ewig dankbar seyn werde.

„Was bist Du denn nachher?" sagte Hans eines Morgens zu mir.

Ein Doktor bin ich, antwortete ich ihm, neugierig, was er sich dabei denken würde.

„Ein Doktor!" sagte er; „schau, da hättest Du in der vorigen Woche kommen sollen, da ist

eine Kuh krank gewesen, und der Viehdokter ist schon hübsch alt und geht nicht mehr gern herauf; er schickt allemal nur einen Einguß."

Ich bin kein Viehdoktor, entgegnete ich ihm. Nun kam aber ich in Verlegenheit. Ich wußte eigentlich selbst nur, was ich nicht bin, und Hans forderte mich auf, ihm zu erklären, was ich denn dann sey, wenn ich nicht ein Viehdoktor wäre. Es blieb mir nichts übrig, als ihm zu sagen, ich sey ein Mensch, der sehr viel gelernt hat, und Alles aus dem Grunde verstehen will.

Ich kann nicht sagen, wie ich mich vor Hans schämte, dies auszusprechen, während ich doch sonst gar keinen Anstand nehme, mich einen Doktor (einen Gelehrten) nennen zu hören.

„Nun", sagte Hans entzückt, „das ist jetzt recht, da kannst Du mir Alles das sagen, was ich schon lange gerne wissen möchte." —

Aber es zeigte sich. daß ich dem Hans blutwenig von dem sagen konnte, was er zu wissen wünschte. Dieser einfache Hirte erinnerte mich wieder recht lebhaft daran, daß wir gar sehr wenig eigentlich wissen, aber recht prahlerisch in Worten und keck im Urtheilen sind. Wie man auf der Alpe durch die reine, scharfe Luft von allen windigen Aufblähungen des Leibes befreit wird, gerade so werden auch alle geistigen Aufblähungen gründlich ausgetrieben.

Wißt Ihr, was mir an Hansen gar so be-

sonders gefallen hat? Es ist dasselbe, was von Moses gesagt wird, nämlich, daß er mit Gott dem Unsichtbaren so umging, als ob er ihn sähe. Er ist dem Himmel so nahe, wie seine Berge. Er lebt im Glauben an den Vater im Himmel, und an den Sohn Gottes, der ihn geliebt hat, und sich selbst für ihn dargegeben in seinem Blute. Wie die ganze Natur um ihn kräftig, frisch und würzig ist, so ist sein Glaube. Aber mit diesem Hans geht es wie mit den Alpenwiesen. Sie werden auch beständig erquickt und bewässert. Da schmilzt der Schnee am Fuß der Gletscher, und es rinnen die erfrischendsten Bäche daher; da senkt sich allnächtlich des Himmels Thau hernieder und tränkt die Wiesen, da ziehen dann Nebel und Gewitter daher und erquicken die Flur. Und eben so ist es mit Hans. Drei Quellen hat er, die sein Herz immer befruchten. Die erste ist das Wort Gottes — der Thau des Himmels, der täglich auf seine Seele fällt; die zweite ist die Natur, die ihn immer an Gott mahnt, und die dritte ist das Leben, das ihn umgiebt. — Er hat auf einem Brette in seinem Kämmerlein ein abgegriffenes und recht schmieriges Neues Testament.

„Das hat mir meine Mutter gegeben'„ sagte er einmal zu mir, „aber ich mußte ihr versprechen, alle Tage darin zu lesen."

Und thust Du das auch, Hans?

„Jetzt schon", sagte er, „aber es hat eine Zeit gegeben, wo ich es nicht gethan habe, weil ich zu leicht und faul gewesen bin. Da bin ich aber einmal am Sonntag zu meiner Mutter in's Dorf gekommen, und da hat sie mich gefragt, ob ich alle Tage lese, da ist mir im Kopfe heiß geworden, ich wollte sie anlügen; aber da hat meine Mutter auf einmal recht zu weinen angefangen, und hat zu mir gesagt: Es wird dich schon einmal reuen, Hans! daß du deiner Mutter nicht gefolgt hast, wenn ich im Kirchhofe liege, und du an meinem Grabe stehst. — Als ich dann den Berg herauf ging, da stellte ich mir immer vor, meine gute Mutter sei todt, und ich wäre an ihrem Grabe, und dann war mir wieder, als ob sie auf einen Baumstock sitzen thäte und weinen, und es war mir so angst und bange, daß ich endlich auch recht zu weinen anfing. Zuerst wollte ich die Schuld auf den Franzl schieben, der mich immer auslachte, wenn er sah, daß ich lese; aber dann schämte ich mich recht, daß ich dem Kerl mehr folgte, als meiner guten Mutter. Seitdem lese ich nun fleißig alle Tage in dem schönen Buche." — Nun, und was sagt denn der Franzl? — „Jetzt nichts mehr", antwortete Hans; „als er mich am nächsten Montag wieder auslachen wollte, warf ich ihn bei der Hütte hinaus in den Dreck. Seitdem habe ich Ruh. Er hätte mich sonst

auch noch zu allerhand Schlechtigkeiten verleitet. Aber jetzt traut er mir nicht mehr. Wenn er etwas sagt, was nicht gut ist, so frage ich ihn bloß, ob er sein Maul halten oder hinausgeworfen werden will.“

„Gelt“, sagte er zu mir auf dem Dache und sah mich fragend an, „Du machst es bei Dir daheim auch so, wenn ein Mensch so was sagt, was nicht gut ist, und was Deine Mutter traurig machen thäte?“

Da verfluchte ich in meinem Herzen die Feigheit, die wir in den Städten haben, daß wir uns nicht getrauen, böse und verführerische Reden so zu unterdrücken, wie Hans. Ja, auch Deine Mutter, lieber Leser! (wie mir meine Mutter, die jetzt unter dem Hügel schläft), hat Dir so manches gute Samenkorn in's Herz gelegt und Dich gebeten, Verführern nicht zu horchen, und — wie haben wir gethan? — Weil der Schurke in einem schönen Rocke steckte, und feine Halskrägen trug und glatt rasirt war, und recht keck that, wollten wir ihn nicht beleidigen; lieber die gute, treue, sanfte Mutterseele! —

Weil mein Hans auf seinem Berge so weit weg ist von all dem dummen und wäßrigen Geschwätze der Stadt, so weit weg von den Erzählungen der Frau Basen, weil er so wenig Irdisches im Kopfe hat, darum drückt sich die heilige Geschichte so tief in sein Gedächtniß und

befruchtet seine reine und unbefleckte Einbildungskraft also, daß ihm Alles, was vor so vielen Jahrhunderten geschehen ist, vorkommt, als wäre es in der vorigen Woche vor sich gegangen, und als wäre er dabei gewesen, und als kenne er den Herrn, die Apostel, die Hohenpriester und Schriftgelehrten, die armen Kranken und Sünder, Herodes und Pontius Pilatus von Angesicht zu Angesicht. Mit so einem Christen ist es dann eine Freude, zu sprechen.

Darum, weil Hans einen solchen Glauben hat, der Berge versetzt, oder ihn von den Bergen weg in's heilige Land, wandelt er auch immer in der Gegenwart des Herrn wie ein Apostel, und Alles, was der Jüngling denkt, spricht und thut, bezieht er auf den Herrn. Ja, mehr noch, und das ist die Quintessenz alles Christenthums, er strengt sich an, so viel er kann, sich in Christum zu verwandeln, das heißt, auf dem Fleck, wo er steht, so zu wandeln, wie Christus auf demselben gewandelt wäre. Daher kommt es denn auch, daß dieser arme Mensch ein so hohes Bewußtsein seiner Würde in sich trägt, daß er zu stolz ist, der Sünde Knecht zu werden.

„Schau" (sagte er einmal, nachdem er mir erklärt hatte, wie der Käse erzeugt werde), „das Käsmachen erinnert mich allemal an das Evangelium vom Sauerteig. Da nehme ich den Kälbermagen und werfe ihn in den großen Kessel

voll Milch, und da wird sie ganz durchsäuert und rinnt zusammen. So denke ich mir, muß es Gott mit dem alten Menschen machen. Aber wenn auch der Käslaib fertig ist, so muß ich ihn alle Tage mit Salz brav einreiben, sonst wird nichts aus ihm. Gerade so, denke ich mir, muß es ein Christ machen: er muß sich alle Tage mit dem Worte Gottes brav einreiben, sonst bleibt er wie ein Käs, den Niemand essen mag." —

Welcher Apostel ist Dir denn der liebste, Hans? fragte ich ihn einmal auf dem Dache. „Ja", antwortete er, „das kann ich nicht so leicht sagen, bald habe ich den Johannes lieber; aber dann erbarmt mir wieder der Petrus. Wenn ich bei dem Herrn gewesen wäre, dann hätte ich es gerade so wie der Petrus gemacht. Ich hätte auf dem Oelberg auch dem Knecht des Hohenpriesters das Ohr abgehauen oder den ganzen Kopf."

Hättest Du aber dann im Vorhofe am Feuer auch geschworen, daß Du den Herrn gar nicht kennst?

„O", sagte Hans, „red nicht davon, da habe ich schon viel Verdruß deßwegen gehabt, und wäre ich nur dabei gewesen, so hätte er das gewiß nicht gethan.

Ich hätte zu ihm gesagt: Aber Simon! schäme dich, daß du lügst; und wenn uns dann

die Knechte gepackt hätten, da hätten wir uns schon gewehrt, und wenn sie uns auch umgebracht hätten, so wären wir doch gleich in den Himmel gekommen.

Aber es hat den Petrus doch recht gereut, er hat recht bitter geweint und der Herr Jesus hat es ihm verziehen, wie mir meine Mutter verziehen hat. Wegen dem Petrus habe ich dem Franzl auch einmal Eins aufs Maul gegeben. Als wir einmal davon geredet haben, da hat der Franzl spöttisch gelacht, und gesagt: Das ist mir ein sauberer Apostel, der sagt, daß er seinen Herrn nicht kennt. Dann habe ich ihm aber hinausgegeben. Du bist doch ein niederträchtiger Kerl, habe ich gesagt, du willst gegen den Petrus was haben und du thust alle Tage, was er gethan hat, und dich reut es gar nicht. Auf wen bist du getauft, Franzl? Und was hast du denn bei der Confirmation versprochen? Nicht wahr, du willst, so lange du lebst, dem Herrn Jesu angehören, und schau! du thust gerade das Gegentheil von dem, was er will. Du verläugnest ihn gar alle Tage. — Dann hat der Franzl ein böses Gesicht gemacht und ist hinausgegangen."

Weißt Du auch, Hans, woher das kam, daß Petrus so schwach gewesen ist, und sich vor der Magd und den Knechten gefürchtet hat?

„Das weiß ich schon", sagte er, „er hat ja

den heiligen Geist noch nicht gehabt. Meinst Du, ich weiß nicht, daß wir nichts recht Gutes ausüben können, wenn uns nicht der heilige Geist hilft?"

Als ich allein über dieses Gespräch mit Hans nachdachte, da empfand ich tief, wie sehr wir dem Franzl gleichen, der an dem Worte Gottes immer nur mäkelt und zweifelt, und sich was auf seinen Scharfsinn einbildet, und dabei den Herrn tagtäglich im Werke verläugnet. Ach! lieber Leser! was sind wir doch für elende Christen, wenn wir uns neben Hans stellen, den das Wort und der Geist des Herrn durchdringt, wie der Kälbermagen seine Milch, und das Salz seinen Käslaib. Wir sind abgeschmackte, schimmlige, speckige und wässrige Christen; und gar erst der Kern in uns, den Gott allein kennt, der ist noch schlechter! Bittet doch Gott, daß er uns salzen möchte mit gutem, scharfem Salz. Da dachte ich dann darüber nach, daß es auch taubes Salz giebt, und daß in mancher Gemeinde die Schuld an diesem Salze liegt, wenn sie nicht geräth. Es giebt Pfarrer, die so matt und langweilig sind, als wie mein Streusand da, der die Suppe auch nicht schmackhafter machen könnte, wenn ich ihn hineinthäte. Aber es geht ihnen auch wie dem Streusand; man klopft ihn von dem Blatte weg, auf den Boden, zertritt ihn und denkt nicht mehr daran. Das kannst Du

auf manchem Dorfkirchhofe sehen. Da liegen die Pfarrer begraben, ihre Särge und Kreuze sind verwittert, Unkraut wächst darauf; keine dankbare Hand pflanzt eine Blume oder legt am Allerheiligentage einen Kranz auf den Sarg. Oft stand ich bei solchen Gräbern und dachte darüber nach. Dann frug ich alte Leute, die einen oder den andern dieser Pfarrer gekannt hatten, und das Beste, was ich erfuhr, war: Er sei ein guter Herr gewesen und habe Niemandem etwas zu Leide gethan. — Das Alles fiel mir auf der Alpe ein, und ich bat Gott, er möchte ja, das Salz nicht taub werden lassen. —

Jetzt will ich Euch aber wieder von Hans weiter erzählen. Ich habe gesagt, daß Hans drei Quellen hat, aus denen sein Herz bewässert wird. Die eine ist das Wort Gottes; von diesem habe ich Euch schon etwas erzählt. Die zweite Quelle ist die Natur. Ich wünsche nun vom Grunde meines Herzens, daß alle Deutschen so zur Natur stünden, wie Hans. Zuerst weiß er, daß er nicht zum Vieh gehört, und daß er einen Geist hat, der himmelweit verschieden ist von dem, was in den Thieren lebt. Das wissen in Deutschland gar Viele nicht. Als ich das dem Hans mittheilte, sah er mich zuerst ungläubig lächelnd an. Als ich ihn dann versicherte, ich kenne selbst solche Leute, Doktoren und Schneider und Tagelöhner; die im Ernste glaubten, sie seyen nur ein etwas

feineres Thier, wie etwa das Pferd feiner ist als die Sau; da sagte Hans:

„So! das ist schön! da habt Ihr's weit gebracht!"

Ja, sagte ich, ja, Hans! bis an die Sterne weit!

Als Hans bemerkte, daß ich so traurig wurde, sagte er zu mir:

„Du brauchst ja zu diesen Leuten nicht mehr hin zu gehen, wenn Du nicht willst; bleib bei mir, der Franzl kommt so fort, dann kannst Du die Ziegen hüten und ich trag für Dich den Käs in's Dorf und geb Dir mein Bett und was ich sonst noch Besseres hab."

Ich danke Dir, Hans! sagte ich, ich bin nicht meinetwegen traurig, sondern der armen Menschen wegen, die so schlecht von sich denken.

„Da muß aber doch der Teufel selbst Schulmeister seyn", sagte Hans, „der solche Sachen den Leuten sagt."

Ja, ohngefähr, erwiederte ich. Du weißt, Hans, daß er zur Eva sprach: Ihr werdet seyn wie Gott! und jetzt sagt er: Ihr werdet seyn wie Pferd und Maulesel! So zieht er die einfältigen Menschen bei der Nase herum, die dem Worte Gottes nicht glauben wollen, das sagt: Du bist ein Mensch; weder ein Thier, noch Gott.

„Mit dem", sagte Hans, „haltet ich's auch. Ich schämte mich in die Seele hinein, den Geis-

bock meinen Bruder zu nennen; aber die Menschen sind mir alle lieb, auch der Franz, er ist doch ein Mensch und hat eine unsterbliche Seele, und ich kann doch mit ihm reden, und wenn er auch noch so widerspenstig ist, so hat er doch auch Gutes, und er kann besser werden; aber das Vieh bleibt, wie's ist. — „Wenn ich das Vieh um mich herum anschau" (fuhr Hans fort) „und sehe, wie viel dummes Zeug es macht, so denke ich mir immer, der liebe Gott habe es gerade deßwegen so erschaffen, daß ich den Unterschied merken sollt, der zwischen mir und dem Vieh ist, und daß ich ihm auch dafür danken sollt, daß ich kein Bock oder Stier oder Saubär geworden bin." (Bei diesen Worten des Hirten erinnerte ich mich daran, daß der große Augustin einst Gott für dieselbe Gnade gedankt hatte).

Was denkst Du Dir denn dann, Hans! bei den schönen Blumen, die auf dem Berge wachsen?

„Ei", sagte Hans, und sein braunes Angesicht leuchtete, „da denke ich mir: Wenn der himmlische Vater so schöne Sachen macht, so muß er recht liebevoll seyn, und wenn er gar diese Dinge mir giebt, so muß er mir recht gut seyn, und ich denke immer, er probirt es mit mir, ob ich ihn auch lieb habe und an ihn denke. Meine Mutter macht es auch so. Wenn ich alle andern Sonntag in's Dorf komme, da bringe ich

ihr einen Busch mit, und dann sagt sie: Hast halt doch an mich gedacht, Hans! und dann wässert sie die Blumen ein, und wenn sie's ansieht, dann denkt sie auch an mich. Es wird wohl zwischen Gott und uns auch so seyn. Er schickt sie mir, daß ich weiß, Er denkt an mich, und ich schau sie an und denk an Ihn und steck sie dann auf meinen Hut, daß Er auch sieht, wie ich sie ehre."

Was wollt Ihr mehr! Hans betrachtet die Blumen, wie die Braut die Blume, die ihr der Bräutigam sendet. — Gar mancher dickgeschwollene Fabrikbesitzer oder Kaufmann oder Baron hat einen theuern Garten, läßt sich sogar, wie es jetzt Mode ist, das Alpenveilchen (Cyclamen) aus dem Gebirge kommen, und pflanzt es mit Sorgfalt — aber — er denkt das ganze Jahr hindurch nicht an den lieben Gott, sondern nur daran, wie ihn seine Gäste und die Frauen loben werden über seinen Geschmack, als ob er selbst die Blumen ausgedacht und gemacht hätte; kurz, als ob er selbst der liebe Herrgott wäre. —

Ich muß auch noch von der dritten Quelle sprechen, die das Herz des Hans bewässert. Es ist das Leben. Es ist vorzüglich nothwendig für Euch, liebe Leser! die Ihr in gar kleinen Verhältnissen leben müßt. Viele Leute sind so dumm, daß sie immer meinen, nur dort sey Leben, wo es recht bunt oder recht glänzend zugeht, wie

auf einer Kirchweih, oder am ersten Mai auf den Bierkellern, oder bei einem Freischießen, oder in einem Hause, wo alle Tage große Gesellschaft ist, oder an den Höfen der Könige. — Siehe, da zeige ich Dir ein Leben sechstausend Fuß über der Meeresfläche in einer Hütte, die nicht einmal eine ordentliche Stube hat. Nicht das macht es aus, was Einer lebt, sondern wie er es lebt. — Hans also ist der Statthalter auf der Alpe. Wie er das geworden ist, will ich Dir ein anderes Mal erzählen. Seine Beziehungen sind wenige, aber desto besser; sie sind ihm klar und er kann alle pflegen. Ich habe Dir, lieber Leser! schon gesagt, daß der Kuhhirt Sepp sein Freund ist.

„Der Sepp", sagte Hans zu mir, „das ist einmal ein rechter Freund, und ich sag Dir, ich freu mich den ganzen Tag darauf, wenn er wieder heimkommt. Er ist viel gescheidter als ich, und wenn er was sagt, da meine ich immer, ich hätte es in der Schrift gelesen. Meine Mutter schätzt ihn auch recht hoch, und hat ihm schon einen Hosenträger gemacht und ein Hemd. Sie sagt immer: Der Sepp ist wie ein Vater; halt Dich nur an den Sepp. Sie hat auch Recht; der Sepp meint es recht gut mit mir. „Schau (fuhr er fort), „ich will Dir nur Eins sagen. Meine Mutter hat gesagt, ich sollte nicht Taback brennen, ich sollte es ihr zu Liebe thun. Aber

da hat der Franzl mich doch zum Brennen verleitet. Als es der Sepp gesehen hat, da hat er mir es zuerst verboten. Da habe ich mir gedacht: Was? ich lasse mir vom Kuher nichts verbieten, und ich habe fortgeraucht. Dann hat der Sepp etliche Tage zu mir gar nichts mehr gesagt. Da ist es mir zu viel geworden, und ich habe ihn gefragt, warum er nichts mehr sagt. Dann hat er gesagt: Mit einem Menschen, der seiner Mutter nichts zu Lieb thun kann, rede ich nicht mehr, denn wer den Eltern nicht gehorcht, der wird sicher ein schlechter Mensch. Dann ging Sepp fort und trieb seine Kühe aus. Aber den ganzen Tag war mir, als ob ich zu Sepp hinlaufen müßte und ihm sagen, er möchte mit mir wieder reden. Ich warf den Taback hinaus und zerschlug die Pfeife, und ging am Abend dem Sepp entgegen und sagte es ihm. Da machte er nicht viel daraus und sagte: Das hätte er wohl gehofft." —

Hans mußte in die Hütte, um zu kochen. Ich blieb auf dem Dache sitzen und dachte über die Freundschaft nach. Ich lade Dich ein, lieber Leser! mit mir nachzudenken. Sag es mir recht aufrichtig: Bist Du nicht schon oft recht bitter getäuscht und dann enttäuscht worden im Punkte der Freundschaft? — Und (sag es nur frei!) liebst Du nicht den Kuhhirten Sepp deßwegen, weil in Dir der Gedanke und der Wunsch nach

ächter, treuer Freundschaft lebt, und weil Du sagen mußt, daß Sepp als Freund reines Gold ist, während viele unserer sogenannten Freunde nur „Katzengold“ sind? — Denkst Du nicht, wie ich, mit Zorn daran, daß Du viele solcher Katzenfreundschaften gehabt hast, und am Ende hat es sich herausgestellt, daß Du die Maus gewesen bist? Hast Du dann nicht, wie ich, dem zerstochenen Herzen Luft gemacht durch die Worte: Ach lieber ist mir ein offener Feind, als solch ein Freund? Der Teufel hole alle Freunde, die mich schlechter machen, weil sie meinen Leidenschaften schmeicheln! Ja, beim Licht betrachtet sind eben die Leidenschaften der Leim, der die Freunde aneinander klebt, und dadurch werden beide noch schlechter. Schmausereien zumeist, die sind der Leim; aber wenn nasses Wetter einfällt, dann geht der Leim auf. Da fällt mir eine Historie ein, die ich einmal gelesen habe. (Griffoni erzählt sie, sie ist vor vierhundert Jahren geschehen und gilt auch heut noch). Zu Marano im Mailändischen war ein reicher Mann, der einen einzigen Sohn hatte, dem er Alles zuließ. Dieser gab unaufhörliche Gastgebote, und sein Weg mißfiel dem Alten. Einst sagte er: Nun, Facino, es geht recht gut; du hast der Freunde recht viele. „O ja, Vater, fünfzig und so viel ich will.“ Das ist viel, sagte Ambrogio, ich habe fünfzig Jahre gelebt, ehe ich

einen fand. „Ja, Vater, das kömmt von eurem altmodischen Leben.“ Es kann seyn; doch, Facino, laß uns wetten, wer, du oder ich, der Freunde mehr hat, soll von nun an das ganze Vermögen verwalten. Nimm das Schwein, das wir ohnehin schlachten wollten, tödte es, steck es blutig in einen Sack, geh zu deinen Freunden und rede so und so. Facino ging zu dem Vertrautesten. Bruder, es ist mir ein Unglück begegnet, ich habe einen Mord gethan; der Todte liegt draußen; thue mir die Liebe, ihn in den Po zu tragen.“ Da werde ich mich wohl hüten, Theil zu nehmen; den du getödtet, den vergrabe selbst.“ Ein Anderer drohte, wenn er ihn nicht ruhig lasse, es anzugeben. So Alle. Und Facino zum Vater. Dieser: Wo ist der Todte? Der Sohn sprach: Ach Vater! Du kennst die Menschen besser als ich. Nun der Alte: Gehe jetzt zu meinem Freunde Taddeo. Er ging; es war Nacht. Taddeo seufzte: Uebel, mein Sohn! — aber wo ist der Sack? — lud ihn auf, ging zum Po, als eben Ambrogio kam und rief: „Hüte dich, das ist unsere Sau, von der wir morgen essen wollen.“ Da erkannte Facino, daß, um Freunde zu finden, der Schmaus nicht hinreicht.

Jetzt will ich Euch noch einen Abend auf der Alpe beschreiben. Schon liegt das Thal mit

seinen Dörfern in Schatten und Nebel, und die müden Kinder in den Hütten schlafen schon und träumen. Auch die Vöglein im dunklen Fichtenwalde da unter uns schlafen und träumen vielleicht wie die Kinder. Aber bei uns auf der Alpe ist es noch heller Tag. Wir sind langlebige Menschen; schon seit drei Uhr Morgens sind wir auf und sind noch frisch. Jetzt treibt der Sepp die Kühe heim und melkt sie im Sonnenschein. Dort kommen in langer Reihe die Ziegen, ihr Meister Franzl hat sie gerufen. Sie sammeln sich um die Hütte und werden auch gemolken. Ein junger Ziegenbock starrt unterdessen über die niedere Thür in die Hütte, und sieht dem Hans zu, wie er Feuer macht und für uns kocht. Blau zieht der feine Rauch durch das Dach in die reine Luft empor. Die Schweine sind gefüttert, haben ausgestritten und werden ruhig. Die jungen Pferde grasen noch und werfen große Schatten auf den grüngoldnen Grund. Jetzt lauft Hans heraus und wäscht unsere Pfanne an dem Brunnen; er will uns heute (so scheint es mir) gut traktiren. Es ist wieder Mehl aus dem Dorfe angekommen. — Die Thiere sind abgefertigt und zur Ruhe gebracht; es ist auch gekocht; wir sammeln uns in der Hütte und Hans stellt die Pfanne mit fettem Rahmmuß auf den Tisch. Wir holen unsere Löffel und essen und — der Wiederschein des

vergoldeten Kitzsteinhorns beleuchtet und verklärt dieß stille Abendmahl. Die Pfanne war bald leer; Hans kochte gut und wir waren recht hungrig. Es ging auch eine große hölzerne Schüssel mit süßer Milch herum, aus der wir tapfer tranken. Wir steckten unsere Löffel wieder in den Lederstreif an der Wand, dankten Gott, und Hans schürte das Feuer.

Aber seht zur Thür hinaus! Wie sind doch die Gletscher dort und die kahlen Felsenzinnen hier mit warmen Rosenroth übergossen! Wie glühende Altäre stehen sie da, angezündet, Dir o Gott! zum abendlichen Opfer. —

Sie haben nun verglüht und werden veilchenblau und dort über ihnen im weiten Firmamente glänzt ein Stern auf sie herab. —

„Der mahnt uns zum Beten und zum Schlafengehen", sagte Hans, „wir wollen Feierabend machen."

Und wir standen Alle, Hans und ich, und Sepp und Franzl und der Bub an der niedern Thür der Hütte, und sahen hinauf in den weiten Himmel und sangen, so gut wir konnten den Psalm:

Lobet ihr Knechte, den Herrn, lobet den Namen des Herrn. Gelobt sey der Name des Herrn, von nun an bis in Ewigkeit. Vom Sonnenaufgang bis zu ihrem Niedergang sey gelobt der Name des Herrn. Der Herr ist hoch

über alle Heiden; seine Ehre geht, so weit als der Himmel ist. Wer ist wie der Herr unser Gott, der sich so hoch hat gesetzet, und auf das Niedrige sieht im Himmel und auf Erden. Lobet ihr Knechte den Herrn, lobet den Namen des Herrn; gelobt sey der Name des Herrn von nun an in Ewigkeit. Amen. —

Dann krochen wir lustig in's Heu und schliefen — ganz nahe bei Gott, der über der Hütte wachte, damit uns kein Leid geschehe.

X.

Wie ich mit dem Schuhflicker Ladislaus Strick bekannt wurde.

Von der Stadt Krems aus fuhr ich auf der Donau in einem kleinen Kahne nach Dürenstein, Ich wollte das uralte verfallene Schloß sehen. in welchem Richard Löwenherz gefangen gewesen sein soll. Wenn Du, lieber Leser! so recht mit Händen greifen willst, wie alle Herrlichkeit der Welt vergeht, so gehe nach Dürenstein und betrachte es genau. Mir kam dieser Ort vor wie ein Mensch, der allerlei versucht hat und zuletzt in einem verfallenen Häuschen kümmerlich sein Dasein fristet. Eine stolze Burg ragte einst weit über die Donaugegend hinaus; jetzt stehen noch einige Mauern, alles Andere ist in Trümmer gefallen, auf denen die Ziegen herumklettern und die Eidechsen sich sonnen. Dann war in Dürenstein einst ein stilles Nonnenkloster. Was davon noch übrig ist, ist ein graues, ödes Gewölbe. Die Nonnen sind wie Tauben ausgeflogen. Auch war ein reiches Chorherrnstift in Dürenstein. Das

sieht man noch an den einsamen Gebäuden, in denen jetzt noch der Pfarrer wohnt, und an der herrlichen Kirche, deren Inneres mit Vergoldungen und Gemälden fast überladen ist. Aber die Chorherren liegen in der Gruft und der Schatz ist dahin; die Kirche kann nicht restaurirt werden, denn die Gemeinde ist zu arm. Dürenstein war eine Stadt, so steht auch noch auf der verwitterten Tafel am Brunnen, um den sich Gänse und Schweine herumtreiben. Seit längerer Zeit aber konnten die Bürger ihre eigene Verwaltung nicht mehr bestreiten, der letzte Bürgermeister liegt im Friedhofe und die Stadt ist zu einem Dorfe herabgesunken, das vom Landgerichte verwaltet wird. Dieser Ort also gewährt einen sehr düstern Anblick, wie ein Mensch, der einmal stolzer Ritter, Chorherr, Bürger gewesen ist, und nun als ein armer Mann den Rest seines Lebens hinbringt.

Ich kletterte lange auf den Trümmern des alten Schlosses herum und zerriß mir an den Steinen beide Stiefeln. Als ich in das Städtchen zurück kam, fragte ich eine alte Frau am Brunnen um einen Schuster, der mir meine Stiefeln ausbessern würde.

„Das", sagte die Frau, „wird Euch der Ladislaus mit Freuden thun." Sie führte mich zu einem alten, grauen Häuschen und nahm dankbar ein kleines Geschenk an. „Der Ladis=

laus", sagte sie beim Abschied, „kann Euch auch die Zeit verkürzen; er hat viele Bücher und ist gar gescheidt."

In einer kleinen schwarzen Stube saß auf dem Dreifuß ein alter Mann mit weißen Haaren und mit dem mildesten ruhigsten Gesichte, das ich je gesen habe. Wie sein Gesicht, so war sein ganzes Wesen. Er machte nicht viel Worte, aber was er sagte, war angenehm. Ich zog die Stiefeln aus und er gab mir seine Sonntagsschuhe zum Anziehen und sagte, ich sollte mich zu ihm setzen, oder mich mit den Büchern unterhalten, die auf den Fensterbrettern lagen. — Die Schuster haben besondere Neigung zu religiöser Schwärmerei, und so, dachte ich, werde auch der alte Ladislaus solche Bücher haben, und gern vom tausendjährigen Reiche sprechen. Aber ich täuschte mich gänzlich. Der alte Mann war tief durchdrungen von dem reinsten Christenthum, wie etwa ein Diamant von dem Sonnenlichte; aber er grübelte nicht. Er war wie ein Kind einfach gläubig.

„Ich liebe diese Grübeleien nicht", sagte er, „sie machen den Menschen nicht besser. Auch unser Herr hat dergleichen nicht geduldet. Er wollte, der Mensch soll seinem Worte glauben und darnach leben; das ist genug. Dort hinter dem grünen Vorhang liegen mehrere Bücher, die solche Grübeleien enthalten; ich mag sie aber nicht ver-

kaufen, sie machen die Menschen nur confus. Auch Jugendschriften liegen dort, die ich nicht ausleihen mag."

Warum? fragte ich.

„Ei", sagte er, „weil ich sie nicht für gut halte."

Es wird doch nichts Unsittliches in Jugendschriften stehen, erwiederte ich, es müßte sie denn der Teufel selbst geschrieben haben?

„Das gerade nicht", antwortete er, „aber ich halte sie doch für schädlich. Die Jugend ist ohnedieß voll Phantasterei und stellt sich das Leben anders vor, als es ist, und solche Bücher helfen dann der Einbildung noch nach. Die Menschen in den Büchern sind entweder besser oder schlechter, als sie wirklich sind, und das ist weit gefehlt. Dann wird so viel von unverhofftem Glück erzählt, und von wunderbaren Schickungen Gottes, daß die Jugend glaubt, der liebe Gott habe sonst nichts zu thun, als Wunder zu wirken. Wenn eine Jungfrau ein altes Stück Holz findet, so meint sie gleich, es müsse darin wer weiß was für ein Kleinod verborgen sein, das ihr Gott zuschickt, oder wenn ein armer Lehrbursch einem vornehmen Mann begegnet, so meint er gleich, diesen habe Gott geschickt, daß er ihn an Kindesstatt annehme und ihm eine Spezereihandlung schenke. Das Alles dächte die Jugend nicht, wenn solche Bücher nicht wären.

Unser Herr hat seine Jünger auch nicht zu großen Herren gemacht, und obgleich er alle Macht hatte, so hat er doch die Jünger in die Stadt geschickt, daß sie Speise kaufen sollten."

Da habt Ihr Recht, Meister! sagte ich, ich kann Euch nur beistimmen. Aber da sollte man der Jugend wahre Geschichten zu lesen geben; denn lesen will sie doch.

„Das habe ich auch schon gedacht", sagte er, „und mein seliger Herr in Wien hat es auch oft gesagt."

Nun, Meister, sagte ich, Ihr habt gewiß gar Manches erfahren in Eurem Leben, was der Jugend nützlich sein könnte; Ihr solltet es aufschreiben und drucken lassen.

„Wie Ihr's nehmen wollt, Herr!" sagte der Greis. „Ich habe viel erfahren, nämlich wie Gott gut ist und sich um jeden Menschen kümmert, so wie ein Vater um sein Kind; das nenne ich viel; ich habe aber wenig erfahren, wenn Ihr darunter ganz besondere und unglaubliche Schicksale versteht. Ich habe mit Schiffbruch und Räubern und Gespenstern gar nichts zu thun gehabt, bin auch nicht weiter als bis Wien gekommen."

Eben das wäre gut, Meister! Ihr solltet Eure Lebensgeschichte ganz so aufschreiben, wie sie sich abgewickelt hat.

„Ich habe es auch schon versucht", antwor-

tete er, „aber es ist nicht so leicht, etwas aufzuschreiben; ich kann die Sätze nicht so gut stellen, wie es in den andern Büchern geschieht."

Gebt mir das Geschriebene, Meister! sagte ich, ich will es drucken lassen. —

„Wenn es einen Nutzen schaffen kann", sagte der Alte, „so sollt Ihr es haben, wenn es aber nicht zu brauchen ist, so müßt Ihr es mir wieder schicken; ich nehme Euch beim Worte."

Wir schlugen ein. Während ich meine Stiefeln anzog, holte er eine Handschrift auf grobem Papier in einem alten Bücherdeckel, aus Schweinsleder gemacht, und gab sie mir. Was bin ich schuldig, Meister! für das Ausbessern meiner Stiefeln? „Sechs Kreuzer", sagte er, „und wenn Ihr könnt, so legt noch etliche Groschen dazu. Mein Nachbar, der Fischer, ist vor einem Monat ertrunken; da brauche ich für die Wittwe Geld." Ich gab dem Greise ein Geldstück, drückte seine Hand und ging, denn mein Schiffer harrte auf der Hausbank.

Als ich Abends allein auf meiner Stube war, las ich die Handschrift des Schuhflickers aufmerksam durch. Sie kam mir vor wie ein abendliches Opfer, das der Greis seinem Gotte angezündet hatte. War es auch nicht arabischer Weihrauch, sondern Schusterpech, was er anzünden konnte, so wurde es doch vor Gott ein Opfer lieblichsten Geruches; denn das ist eine

ewige Wahrheit: Nicht die Opfer heiligen den Menschen, sondern das Herz des Opfernden macht erst das Opfer heilig. Und in dem Greise schlug ein dankentbranntes Herz für Gott, der ihn aus den Wirrsalen des Lebens zum Frieden geführt hatte.

Als ich von der Reise zurückkam, zeigte ich die Handschrift meinem Freunde Victor, und frug ihn um Rath, ob ich dieselbe drucken lassen sollte. Nachdem sie Victor durchgelesen hatte, sagte er zu mir: „Laß sie nur drucken, sie kann Gutes stiften. Es werden jetzt so viele Denkwürdigkeiten (Memoiren) aus dem Leben der Fürsten, Feldherren, Gelehrten und anderer Personen gedruckt, und nicht eine Zeile erwähnt der unsichtbaren Vaterhand, die das Leben geschützt und geleitet hat — es wird immer nur der Mensch verherrlicht; warum sollen die Aufzeichnungen eines Schuhflickers nicht gedruckt werden in denen Gott verherrlicht wird? Bei den meisten Denkwürdigkeiten, die wir zu lesen bekommen, denkt man immer an die drei letzten Bitten des Vaterunsers; bei dieser Schrift aber an die ersten Bitten."

Aber, sagte ich, weißt Du nicht, Victor! daß manche Leser sagen werden, das Leben dieses Mannes war doch zu wenig interessant, um es gedruckt zu lesen?

„Es geht da", erwiederte Victor, „wie in

einer Bildergallerie. Bei manchem klafterlangen Bilde bleiben wir ungerührt, während wir bei einem kleinen, unscheinbaren niederländischen Bildchen lange stehen, wenn es auch nur einen Schuhflicker oder eine alte, arme Stricterin vorstellt. Es ist irgend ein Zug beleuchtet, der aus unserer Seele genommen ist; und das fesselt und rührt uns. Laß also diese Lebensbeschreibung getrost drucken; es wird immer einige Leser geben, die von derselben gerührt werden. Manche werden sich wie in einem Spiegel selber sehen und aufmerksam gemacht werden auf das, worüber sie im eigenen Leben nicht nachdenken, nämlich, wie Gott die gewöhnlichsten Dinge benutzt, um den Menschen zu reinigen und ans Ziel zu führen. Und wenn diese Blätter das nur bei drei Lesern leisten, so sind sie nicht umsonst gedruckt worden. Nicht nur die Cedern Libanons, nein! auch der Ysop an der Mauer gibt von Gott Zeugniß und soll uns an ihn erinnern."

Und so ließ ich denn diese Lebensbeschreibung des Schuhflickers drucken, und Du magst, lieber Leser! selbst urtheilen, ob mein Freund Victor gut gerathen hatte. Hier ist also

Was Ladislaus Strick von seinem Leben aufgeschrieben hat.

Ein Schuster, eigentlich ein Schuhflicker, bin

ich, und morgen werde ich fünfundsechzig Jahre alt. Meinen Vater habe ich nicht gekannt; er starb früh; er war auch ein Schuster. Meine arme Mutter erzog mich gut, so weit sie konnte. Ich hatte ein weiches Herz, aber einen störrigen Kopf. Sie weinte oft über mich; sie betete auch gar oft für mich. Du weist das besser, o Gott! als ich. Sie schickte mich in die Schule, wo ich wenig lernte und viele Prügel bekam. Ja, ich machte meiner guten Mutter vielen Kummer. Ich kann jetzt diese Tage nicht mehr zurückrufen, aber es wolle dir wohlgefällig seyn, o Gott! daß ich mit großen Schmerzen an sie zurückdenke. Als ich dreizehn Jahre alt war, gab mich meine Mutter zu einem Schuster in die Lehre. Da ging das Elend erst recht an. Es war ein böser Bube neben mir, und so kam alles Schlimme, das in mir lag, recht zum Vorschein, und ich wurde ein nichtsnutziger Bube.

Ich hatte gute Anlagen, aber ich wollte nicht gehorchen; und die Arbeit wurde mir sauer. Der Meister lebte mit seiner Frau in Unfrieden, und so hatten sie stets mit einander zu thun, und paßten auf mich und den andern Lehrburschen nicht auf. Der Meister soff recht und prügelte seine Frau, wenn er heim kam. Das machte uns beiden Buben immer viel Vergnügen, einmal weil wir auch oft den Knieriemen erfuhren, und dann, weil wir die Meisterin für knickerisch

hielten. Die Kost war schlecht und schmal, wir waren immer voll Hunger und Zorn. Da fingen wir zu stehlen an. Karl (so hieß mein Kamerad) unterrichtete mich. Am Sonntag Nachmittag, wenn die Leute in der Kirche oder im Wirthshaus waren, stiegen wir in die Obstgärten, füllten unsere Säcke und verbargen das Obst im Strohsack. Manchmal erwischte uns der Bauer und prügelte uns durch; meist aber gelang es uns zu entrinnen, wir flohen in die Au, oder in den Wald. Da bildeten wir uns ein, daß wir wackere Burschen wären, tüchtige Raubritter. Auch redeten wir uns ein, wir hätten auch ein Recht auf das Obst, das für alle Menschen wächst. Das siebente Gebot sei ohnehin nur von Pfarrern und reichen Leuten erfunden. Wenn wir Stiefeln oder Schuhe an die Kunden austragen mußten, schlugen wir einige Kreuzer darauf; dadurch kamen wir zu Geld. Wir kauften uns Pfeifen und Taback und gingen in eine abgelegene Kneipe und soffen und prahlten mit dem großen Durst. Wenn wir am Sonntage Abends daheim bleiben mußten, spielten wir mit Karten und Karl lehrte mich falsch spielen. Oefters kam des Rothgerbers Knabe zu uns; wir gefielen ihm wegen unserer Späße; dem spielten wir allmählig sein Taschengeld und seine Sparbüchse weg und lachten ihn dann aus. Bei der Arbeit horchte ich fleißig auf das Gespräch der Gesellen.

Der Meister lag am Montag fast immer im Bett, da war der Teufel in der Werkstatt los. Ein Brandenburger war da, der log, daß Alles blau wurde, und ein Wiener aus der Vorstadt Lerchenfeld, der war zu ergötzlich anzuhören, wenn er von seinen Liebeshändeln erzählte. Wenn die Magd aus und ein ging, so ging er sie mit den gemeinsten Späßen an, und das Weibsbild wußte darauf nichts zu sagen, als: Sie sind aber schlimm, mit Ihnen ist es aber doch nicht mehr zum Aushalten, und dergleichen; aber sie machte sich immer wieder in der Werkstätte zu thun, und brauchte eine Ewigkeit, um den Tisch und die Bänke aufzuräumen. Mein böses Blut kam in Gährung. Ich hätte zu gerne eine Liebschaft angefangen, wenn ich nur gewußt hätte mit wem. — An einem Sonntag Abend, als ich allein mit der Magd zu Hause war, versuchte ich wie der Lerchenfelder mit ihr zu sprechen, aber sie sagte, einem Lehrbuben stünde das noch schlecht an, ich sollt' erst ein Gesell werden. Ich erzählte dies meinem Freunde Karl. Was? sagte er, das lassen wir uns nicht zweimal sagen. Auf dem Dorf weiß kein Mensch, ob wir Gesellen sind oder nicht. Ich weiß Mädel, die ganz anders appetitlich sind, als dieser Schlamp; zu diesen Mädeln spazieren wir am Sonntag. Wir gingen hin und verkürzten uns den Weg mit frechen Reden. Vor einer Schmiede saßen

zwei so halberwachsene Mädchen, strickten zum Schein, aber gafften im Dorfe herum nach den Burschen. Karl und ich stopften keck unsere Pfeifen und verlangten von den „Schatzerln" wie der Lerchenfelder sagte, ein Tabacksfeuer. Ein Mädchen brachte uns wirklich einen brennenden Kieferspan heraus. Dann, als ob ein böser Geist unsere Zungen regierte, sprachen wir mit einer unbegreiflichen Frechheit zu den Mädchen. Sie sahen einander an, bald lachten sie, bald schienen sie zu zürnen, bald spotteten sie über uns; aber sie gingen nicht weg. Wir wurden immer kecker und setzten uns zu ihnen auf die Bank. Wir hatten sie so weit gebracht, daß sie uns versprachen, Abends am Wäldchen gegen die Stadt hin zu seyn. Wir klagten über großen Durst und gingen in's Wirthshaus. Da saßen wir, stolz darauf, so viel Schlechtes thun zu können, soffen und rauchten und stießen an und verlangten Wein, und, weil man keinen hatte, Branntwein. Da wurde uns übel im Magen, wir mußten hinaus, und uns erbrechen; dann aber soffen wir wieder von Neuem, bis es Abend wurde. Da brachen wir auf; es ging aber Alles im Kreise herum; wir brauchten die ganze Straße; als wir an das Wäldchen kamen, war Niemand da; wir fluchten und schworen Rache, aber wir mußten nothwendig heim, es war die Zeit schon vorüber, die uns gesteckt war. Als

wir heim kamen, war bereits gegessen, und zum Unglück der Meister daheim geblieben, um uns zu erwarten. Er nahm erst Karl, dann mich, und prügelte uns tüchtig durch und wir verkrochen uns dann wie gerädert in's Bett, nur daß wir noch dem Meister grauenvolle Rache schwuren. Am andern Morgen war uns jämmerlich zu Muthe. Alles Geld war dahin, der Kopf schwer, der Magen öd', die Glieder schmerzten und im Geiste waren wir voll ohnmächtiger Wuth. Der Lerchenfelder fragte uns spöttisch, warum wir heute so blaß aussähen. So trieben wir es fort. Anstatt in die Kirche zu gehen, liefen wir in der Au herum und verführten gottlose Gespräche, fingen Frösche und bildeten uns ein, sie wären der Meister, die Meisterin u. s. w., und schindeten sie auf alle Weise. Nach zwei Jahren wurde mein Spießgesell freigesprochen; da trat eine totale Veränderung ein. Er ging mit den andern Gesellen und war entsetzlich hochmüthig gegen mich. Unter allen Gesellen behandelte er mich mit der größen Härte. Er verrieth, daß ich Taback rauche, was den Lehrbuben verboten sey, stach auf, daß ich im Wirthshaus und sogar öfters mit ihm betrunken gewesen sei und dergleichen Dinge mehr; daß er selbst das Alles getrieben habe, erzählte er ohne Scheu, es waren Lehrjungenstreiche, für die ihn jetzt Niemand mehr strafen konnte. Ich dagegen kam in

Mißkredit und unter strenge Aufsicht. Gegen Niemand in der Welt hatte ich eine solche Rachbegierde als gegen diesen hochmüthigen Verräther, der früher mein Freund gewesen war. Daß die Freundschaft aller Schurken auf Gleiches hinauslaufe, das wußte ich damals noch nicht. Ich hatte keinen einzigen Menschen, der mich zurechtgewiesen hätte mit Liebe und Schonung, und so wurde mein Herz ganz voll Gift, das alle Tage noch stärker wurde. Ich haßte die Menschen nun auch, und mehr als einmal dachte ich daran, das Haus anzuzünden, oder Gift in das Bier zu werfen, das ich holen mußte. Doch war ich zu feig dazu. So brachte ich denn meine Lehrzeit auf die allerelendeste Weise zu Ende; ich lernte Stiefel flicken und sohlen, aber eigentlich auch nicht mehr. Endlich wurde auch ich freigesprochen; ich war siebzehn Jahre alt. Jetzt trug der Acker seine Früchte, die gesäet worden waren. Ich übertraf alle meine Kameraden an Schlechtigkeit jeder Art. Wenn man ein Muster im Schlechten aufstellen wollte, so sagte man einfach: Der Mensch ist wie der Schuster Ladislaus. Bei meinen Kameraden war ich voll Spielschulden, in den Wirthshäusern stand ich auf der Tafel, bei dem Krämer blieb ich den Taback schuldig, alle Dirnen in der Umgegend waren mit mir vertraut, die Kleidung borgte ich stückweise von andern Gesellen, Stiefeln zog ich

heimlich von den Kunden an, die zum Ausbessern in der Werkstatt lagen. Ich übertraf weit den Brandenburger im Prahlen und den Lerchenfelder im Zotenreißen und war noch viel hochmüthiger als Karl, dem ich an Stärke überlegen war und den ich bei jeder Gelegenheit neckte und verachtete. Kurz und gut: ich war ein grundliederlicher, nichtsnutziger, Bursche. Das machte ich so einige Jahre fort, dann ging ich in die Fremde. Mein Felleisen war sehr klein und faltig; es war fast Nichts darin. Nachdem ich die Nacht durch noch recht gezecht und geprahlt hatte, ging ich am Montag früh mit dickem Kopf beim Stadtthor hinaus, Wien zu. Dort hoffte ich mein Glück zu machen. Dort, dachte ich, sind alle Leute so, wie der Lerchenfelder, und da kann es mir nicht fehlen. Als ich eine Stunde gegangen war, wurde ich müde und schläfrig, ich streckte mich unter einen Baum und schlief. Es war Nachmittag, als ich aufwachte. Da kam eben ein Handwerksbursche des Weges, der mir fast auf ein Haar glich; nur daß die Luft und das Wetter seine Kleider schon abgenützt hatten und seine Stiefeln fast ohne Sohlen waren. „Was für Metier?" rief er mir zu. Schuhmacher! erwiederte ich, und Er? „Barbier." Wohin des Weges? „Nach Wien." Ich auch. „Nun das ist ja wie verabredet", sagte der Barbier, „da wollen wir zusammen marschiren. Auf, Kamerad!"

Da ich mit mir allein nicht sein mochte, denn ich war mir selbst so zuwider, wie es mir die Menschen waren, so war ich um die Gesellschaft froh. Im nächsten Wirthshaus tranken wir Brüderschaft. Der Barbier war fast noch verdorbener als ich, aber er hatte ein leichteres Blut, er war raffinirter und geschliffener als ich. Er war wie ein verrissener Tanzschuh aus Saffian und ich wie ein verwahrloster Stiefel aus Kalbleder. Er war schon dreimal in Wien; es kam mir vor, als kenne der Fritz (so hieß er) alle Menschen vom Kaiser herab bis zum Lumpensammler persönlich. „Eine reiche Kaufmannstochter, deren Vater er rasirt habe, sei in ihn sterblich verliebt gewesen, aber der alte Filz habe nicht eingewilligt und das Mädel habe wirklich einen Andern geheirathet, und so sei er aus Verdruß fortgereist, um sich das Mädel aus dem Kopf zu schlagen. Jetzt aber gehe er wieder zurück, es gebe auch sonst noch schöne und reiche Töchter in Wien, und wenn ein junger Bursch nur nicht blöde ist, so kann es ihm nicht fehlen." Gut, dachte ich mir, das will ich mir merken; da kannst du bei Zeiten den Knieriemen an den Nagel hängen und als ein reicher Mann lustig leben. Wenn man schon die schönen Töchter so leicht bekommt, so wird man die häßlichen um so leichter erlangen, und ich bin auf die Schönheit nicht so versessen, ich will nur Geld. Jetzt hatte

ich nichts Eiligeres zu thun, als die feinen Manieren meines Gefährten einzulernen. Ich setzte den Hut wie er auf, band mein Halstuch wie er, und nahm denselben wegwerfenden Ton an, wie er, lernte seine Komplimente; kurz, ich reiste als sein Affe mit ihm. Fritz hatte gar kein Geld; ich hatte etwa fünf Gulden. Er ließ mich für sich zahlen, in Wien wolle er mir die Kleinigkeit zurückgeben. Daß er mich bestens unterbringen werde, verstand sich von selbst, es koste ihn nur ein gutes Wort bei einem Freunde. So verschlugen wir das Geld, und dann gingen wir fechten, das heißt: betteln. In Linz setzten wir uns auf ein Schiff, das Kälber nach Wien brachte. Es waren auch einige Mädchen da, welche in Wien Dienste suchen wollten. Fritz versprach Jeder seine Verwendung; ach! ihm sey es ja ein Leichtes, so schöne Kinder an gute Plätze zu bringen. Unsere Frechheiten setzten die Mädchen in Erstaunen und Verlegenheit; aber Fritz machte ihnen begreiflich, in Wien sey das Mode, und die Herrschaft werde es noch anders machen. Nur in den kleinen Provinzstädten sey man so dumm und genieße das Leben nicht, das man doch nur einmal hat. In Wien heißt es: Leben und leben lassen. Das sollten sie sich merken. Und so wurden die armen Gänse verwirrt und litten allen Unfug, den wir trieben. Als wir in Nußdorf an's Land stiegen, mußten wir

die Wanderbücher vorzeigen. Als ich meines zurückerhielt und mich um Fritz umsah; war er dahin; ich konnte ihn in der Menschenmenge nicht mehr finden. Der Hallunke hatte mich im Stich gelassen. Um die Mädchen nahmen sich einige verdächtige Frauen an, die am Ufer standen, und so wanderte ich auf der staubigen Landstraße allein in die Stadt. Alle Minuten fuhr ein Wagen daher und hüllte mich in eine Staubwolke ein. An der Linie wurde mein Bündel untersucht und mein Wanderbuch abgenommen. „Er heißt Ladislaus Strick?" fragte mich ein ältlicher Polizeimann. Zu dienen, Euer Gnaden, erwiederte ich. „Hüt' er sich vor dem Strick!" sagte er leise zu mir, und ging zum nächsten Reisenden. Meine Keckheit war ohnehin schon schon von Nußdorf aus geschmolzen wie ein Schneemann; mein Herz war nur mehr ein kleines eiskaltes Kügelchen. Das Wort des alten Polizeimannes flößte mir aber geradezu Grauen ein. Ich wußte damals noch nicht, mein Herr und Vater im Himmel, daß Du selbst mir dies aus barmherziger Strenge sagen ließest und mich erschüttertest in meinem Innern, damit ich nicht blindlings in's Verderben renne. Hüt' Er sich vor dem Strick! Vor dem Galgenstrick? — Da fiel mir ein, daß mich meine Kameraden immer den Ladislaus Galgenstrick nannten. Da käme es ja heraus, sagte ich zu mir selbst, als wenn ich

mich vor mir selbst zu hüten hätte? Ja und so war es. Jetzt sehe ich es wohl ein, und schreibe das für alle liederlichen Bursche nieder: Hüte dich vor dem Strick; das heißt nicht: vor dem Hanfstrick, der am Galgen hängt, sondern vor dem Galgenstrick in dir, das heißt, hüte dich ja vor dir selbst! Des Menschen ärgster Feind und des Menschen Henkersknecht ist sich der Mensch selbst. Aber Jeder hat auch einen Polizeimann in sich selbst, der ihm sagt: Hüte dich vor dem Strick! Weißt du, wer dieser Polizeimann ist? Es ist dein Gewissen, durch welches dich Gott warnt, besonders wenn du an einer Grenzscheide deiner Lebenspilgerfahrt stehst, wie ich mit meinem Bündel an der Linie der Hauptstadt. Als ich auf der Herberge ankam, traf ich daselbst viele Burschen von den verschiedensten Sorten. Einige waren ordentlich gekleidet, saßen an einem Tische und flickten ihre Kleider, oder schrieben nach Hause; Andere spielten und soffen; Andere lagen faul auf den Bänken herum. Einer der Trinker reichte mir sein Glas und lud mich zu seinem Tisch. Mein Hang zog mich hin. Da war ich bald heimisch; die lockern Gesellen machten, daß ich bald meinen Muth wieder bekam, und die Worte des Polizeimannes in den Wind schlug. — Die ordentlichen Gesellen wurden alle nach und nach abgerufen und erhielten Arbeit, wir blieben wie der Bodensatz im Fasse übrig.

Ich lief acht Tage in der Stadt und in den Vorstädten herum, kam immer wieder in der Herberge an, und erhielt keine Arbeit. Endlich am äußersten Ende von Sechshaus nahm mich ein Meister an, und dieser war derselbe Lerchenfelder, der einst bei meinem Lehrmeister in Arbeit gestanden war. Er hatte sich da seit einem Jahre angesiedelt. Aber auch dieser nahm mich nur aus Barmherzigkeit auf; denn meine Geschicklichkeit war gar gering. Er streckte mir einiges Geld vor, daß ich mich einigermassen kleiden konnte; das sollte ich abverdienen. Anfangs fügte ich mich in die Arbeit; aber es währte nicht lange. Der „Heurige" (wie sie in Wien den jungen Wein nennen) riß mich ganz dahin. Er machte mich lustig und verwegen und das war mir recht. Da ich kein Geld hatte, verkaufte ich zuerst meine Stiefeln, und zog wieder nach meiner früheren Art Stiefeln oder Schuhe der Kunden über den Sonntag an. Von den Stiefeln kam ich wieder auf die Kleider und borgte von meinen Mitgesellen. Da ich so viel vertrank, war ich zur Arbeit untüchtig, und es kam die ganze Woche hindurch nichts heraus. Der Meister konnte mich nicht brauchen, aber er hatte doch so viel Mitleiden mit mir, daß er mich als Stiefelwichser und Kleiderreiniger bei einigen Herren empfahl, und mich sonst mit Flickarbeit beschäftigte. Ich kam auf den Gedanken, mich

mit meiner Herren Kleider und Stiefeln zu bekleiden. Von den einen zog ich Stiefeln an, von dem andern Beinkleider, von dem dritten einen Rock und von dem vierten setzte ich den Hut auf, wenn ich Abends ausging. Wenn ein Herr ein Kleidungsstück vermißte, so log ich ihm vor, ich hätte es nothwendig ausbessern lassen müssen u. s. w.

Aber Gottes Wege sind wahrhaftig unerforschlich! Selbst das Böse kann er in seinem Haushalte zum Guten wenden. Da ich so ordentlich gekleidet war, betrug ich mich auch anständiger als vorher. Ich bemerkte, daß die Leute mehr Achtung vor mir hatten, und dies spornte mich an, auch darnach zu streben, dieselbe nicht zu verscherzen. Ich vermied schon die allerliederlichsten Gesellen und schloß mich an gesittetere an. Zum ersten Male in meinem Leben empfand ich, daß ich auch ein achtbarer Mensch sein könnte. Dazu kam noch etwas. Ich lernte ein Mädchen kennen, das für mich wahrhaftig ein Engel wurde. Katharina hieß das Mädchen. Sie war Hausmagd bei einer Herrschaft, mit deren Bedienten ich öfter ging, und sie war die Schwester dieses Bedienten. Sie war fast häßlich, aber überaus gutmüthig, verständig und arbeitsam. Da sie, wie gesagt, fast häßlich und sogar etwas buckelig war, so achteten die jungen Bursche nicht auf sie. Sie war meiner seligen

guten Mutter etwas ähnlich und sie war sehr gut mit mir. Ich wußte lange selbst nicht, was in mir vorging. Wenn ich an Katharina dachte, da war all mein störriges oder verwegenes Wesen dahin; ich empfand, daß sie eigentlich das erste Wesen nach meiner seligen Mutter war, das mir aufrichtig gut war und es gut mit mir meinte. Die arme gute Katharina war in der ungeheuren Stadt die einzige Person, zu der ich auch recht Vertrauen fassen konnte. Aber was wird sie sich denken, Ladislaus! wenn es einmal aufkommt, daß du halbgestohlene Kleider trägst und eigentlich ein — Galgenstrick bist? — Hüt' er sich vor dem Strick! Dies Wort fiel jetzt wie ein Blitz in meine Seele. War ich denn als halber Dieb nicht schon auf dem geraden Wege zum Galgen? — Und wenn ich in meinen eigenen Kleidern vor Katharina erschien — was ist es dann? Und mir ordentliche Kleider anzuschaffen, war bei meinem geringen Verdienste nicht möglich, und der Meister hatte kein Vertrauen mehr zu mir, um mir Geld vorzustrecken. Da half mir Gott aus diesem Zwiespalte heraus, der mir endlich unerträglich geworden war. An einem Sonntage Abends waren wir in einem Landwirthshause. Meine Kameraden unterhielten sich mit ihren Mädchen, und um die arme Katharina kümmerte sich Niemand, und so gingen wir am Weiher allein spazieren. Da sagte sie

mir, sie ginge gewiß nicht mit, wenn ich nicht ein so braver Mensch wäre; sie hätte das aus meinem Betragen erkannt und sähe das auch an meinen Kleidern. Denn ich müsse recht sparsam seyn, um mich so anständig kleiden zu können. Jeder Mensch hat seine Freude, meinte sie, und ich hätte nun Freude an sauberer Kleidung. Ich sollte nur auch auf Wäsche etwas halten, das ziere den Menschen. Ihre Mutter selig hätte ihr das auch immer gesagt. Meine Mutter werde dies auch gesagt haben. Da, Herr mein Gott und guter Hirte! zerbrachst du endlich die harte Hülle meines Herzens. Ja, so hatte meine arme Mutter auch gesagt, wie Katharina, die auf der weiten öden Erde es allein so recht aufrichtig mit mir meinte. Das Bild meiner Mutter, die auch nicht schön war, schmolz mit Katharina zusammen, ich glaubte mit meiner Mutter zu gehen und es war mir, als wäre ich wieder ein Kind, und ich fing recht bitterlich zu weinen an. Als die gute Katharina meinte, ich weine über meine selige Mutter, da sagte ich ihr, daß ich über mich selber weine, weil ich das nicht bin, was ich ihr scheine, ja daß nicht einmal diese Kleider mein Eigenthum seyen, und daß ich in Wahrheit und Wirklichkeit der verlorene Sohn im Evangelium sey. Ich erzählte ihr meine ganze Jugendgeschichte bis auf diesen Sonntag. Ich sagte ihr auch von dem Kampfe, den ich ihret-

wegen in mir durchgemacht habe, und daß ich jetzt froh wäre, daß es aus dem Herzen heraus sey, daß sie Alles wisse, denn ich hätte, seit meine Mutter gestorben, Niemand auf der Welt mehr geliebt und geachtet als sie. Der Vollmond war aufgegangen und spiegelte sich im Weiher, aber auch in zwei großen Thränen, die auf dem Gesichte des Mädchens lagen. Katharina sah im Mondenschein so mild und gut aus, aber auch so muthig, daß ich sie erstaunt betrachtete.

Ja, Du Herr, mein Gott! bist die Stärke der Schwachen und wirkest durch das Geringe der Erde Großes aus! — Von dieser Stunde an, die Du, Gott! kennst, wurde ich ein anderer Mensch. Ich bat Katharina, mich zu lieben und mein Schutzengel zu seyn, und versprach es, mich ganz umzukehren. Sie fing auch gleich an und half mir. „Ich habe fünfzig Gulden erspartes Geld", sagte sie, „das leihe ich Dir, Ladislaus! morgen schicke ich es. Kaufe Dir die nothwendigen Kleidungsstücke. Mein Bruder wird Dir einen Platz verschaffen können, wo Du Dir etwas ersparen kannst." Wie neugeboren ging ich Hand in Hand mit Katharina zum Wirthshause zurück. Ich danke Dir, o Gott! für diesen Abend, an dem Du mich heimgesucht hast im sanften Säuseln Deiner Barmherzigkeit. Acht Tage darauf wurde ich Bedienter eines einzelnen Herrn, der ganz allein in einem kleinen Hause wohnte,

an das ein Garten stieß. Es war ein kleiner, alter, seltsamer Herr, den ich schon am ersten Tage überaus lieb gewann. Bei diesem lernte ich das Christenthum so recht im Kerne kennen. Ich danke Dir, o Vater! dafür.

Mein Herr war ein großer Gelehrter und schrieb immer Bücher, die er drucken ließ, und mit dem Gelde half er dann armen Familien auf. Er hatte eigentlich keinen Bedienten nöthig, denn er bediente sich selbst und brauchte gerade so viel Bedienung, als wie ich. Kleider hatte er fast keine, weil er sie immer an Arme wegschenkte; er ging lange Zeit immer im Gallafrack herum, weil er den Ueberrock einem Kranken gab, der eben aus dem Spital kam. Er war auch mit mir eigentlich zu gut, und wäre ich früher zu ihm gekommen, so wäre ich ganz gewiß an den Galgen gekommen. Aber jetzt rührte mich seine Güte so, daß ich mir um so mehr Mühe gab, ein braver Mensch zu werden. Ich hätte es sonst in seiner Nähe so wenig aushalten können, als bei Katharina. Er verschloß vor mir nichts. Gelegenheit (sagte er einmal zu mir) macht den Menschen nicht erst schwach, sie zeigt nur, wie schwach er schon ist. Er hatte Recht; ich wurde kein Dieb. Das Essen mußte ich aus dem Wirthshause holen, und zwar für uns beide gleich, um zwölf Kreuzer für Jeden. Wir hatten ganz gute, aber gemeine Kost, wie

die Handwerker. Wenn ich dann sah, daß mein Herr so berühmt war, daß oft Freunde weit her reisten, und lange warteten, um mit ihm zu sprechen, da verehrte ich meinen Herrn wie einen Engel. Und gar erst, wenn ich sah, daß er fünfzig Gulden wie einen Groschen wegschenkte, dann wieder wochenlang am Tische saß und schrieb, um Geld zu verdienen. Manchmal bekam er vornehme Geschenke, Uhren oder gestickte Kissen und dergleichen Dinge. Wenn dann eine arme Mutter kam und ihn um etwas bat, und er hatte kein Geld, da mußte ich eine Uhr oder sonst so ein Geschenk verkaufen oder in's Leihhaus tragen, um Geld zu bekommen. Einmal mußte ich seine silberne Tabacksdose und eine silberbeschlagene Meerschaumpfeife versetzen, weil in der Nachbarschaft ein armer Tagelöhner ein Bein gebrochen hatte. Auf dem Rückwege mußte ich dann eine papierne Dose und Thonpfeife um zwanzig Kreuzer kaufen. Als ich ihm die beiden Stücke brachte, schaute er vergnügt das Gemälde auf dem Dosendeckel an, füllte seinen Schnupftaback hinein und schnupfte, wie zuvor aus der silbernen Dose. Daß dieser herrliche Mann so gar nichts merken ließ, wenn er sich selbst etwas absparte und Andern gab, das rührte mich oft in der tiefsten Seele, und ich bat Gott, er möchte mich doch auch so gut werden lassen. Ach! er war wie ein sehr weises und gutes Kind,

und auch immer so vergnügt wie ein Kind. Es kamen auch öfter Kinder zu ihm, und raubten ihn ordentlich aus, so daß ich manchmal über dieselben böse wurde. Sogar sein Siegellack schwätzten sie ihm ab. Er lief ganze Tage mit einigen Buben, die seine Vettern waren, auf Bergen und in Wäldern herum, und so hatte ich sehr viele freie Zeit. Ich vertheilte sie so: Ich arbeitete im Garten, dann sohlte und flickte ich Schuhe und einige Stunden las ich in den Büchern meines Herrn. Als ich ihm das erste Mal neugesohlte Stiefeln brachte, fragte er, ob ich den Schuster gezahlt hätte; da sagte ich: er wäre schon gezahlt. Als er mich um den Namen fragte, sagte ich meinen, und bat, er möchte mit meiner Arbeit zufrieden seyn. Das freute ihn so, daß er mir eine zweigehäusige Uhr heim brachte. Diese trage ich noch und hoffe, sie bis an's Ende meines Lebens behalten zu können. Er hatte eine große Freude darüber, daß ich Schuster bin, und munterte mich auf, nur meine Kunst (wie er sagte) auszuüben. Am Neujahrstage überbrachte ich ihm zweiundsiebenzig Gulden und dreißig Kreuzer, die ich mit meiner Arbeit verdient hatte. Meine Zeit, sagte ich, gehört dem Herrn, der mir Kost und Lohn giebt, also auch, was ich in der Zeit verdiene. Da sagte er, ich hätte Recht, und nahm das Geld. Ich ging in meine Stube. Da kam er selbst und

sagte: „Ladislaus! ich wünsche dir auch ein gutes neues Jahr; Gott helfe mir, daß ich dir recht zum Segen sei.“ Dann gab er mir hundert Gulden. Ich erschrack und meinte, er schicke mich fort. Er sagte: „Darf ich mit meinem Gelde nicht thun, was ich will?“ Diesen Herrn hatte ich so lieb, daß ich froh gewesen wäre, wenn ich für ihn hätte etwas leiden dürfen. Mein Herr hatte mir erlaubt, aus seinen Bücherschränken Bücher zu nehmen und zu lesen. Im Anfange wollte es mit dem Lesen nicht recht gehen, ich verstand den Inhalt der Bücher nicht. Aber mein guter Herr half mir nach. Er hatte eine so gute Art, mir etwas beizubringen, daß ich immer meinte, ich hätte das, was er mir erklärte, ohnehin schon gewußt. Dann mußte ich auch schreiben. Ich hatte es in der Schule wohl gut gelernt, aber halb vergessen. Ich gab nicht nach, bis ich meinem Herrn einen ordentlichen Glückwunsch schreiben konnte. Ich sagte meinem Herrn einmal Abends auch von Katharinen. Zu meinem größten Erstaunen sagte er, er wisse ohnehin Alles; ich sollte nur kein feiger Schurke werden, und das Mädchen kränken oder verführen; im Uebrigen werde sich Alles geben. Ich zerbrach mir den Kopf, wer meinem Herrn von Katharina und mir gesagt haben könnte. Katharina sagte, sie hätte es meinem Herrn mitgetheilt. Sie kenne ihn von Jugend auf, weil

er ihre Mutter unterstützt hatte, als sie Wittwe war. Sie halte ihn für einen durchaus heiligen Mann, und darum sage sie ihm von Jugend auf schon Alles. Jetzt war mir das Räthsel gelöst. — Fünf Jahre war ich bei diesem Herrn in Dienst. Da rief er mich eines Nachmittags zu sich und sagte: „Jetzt kannst Du heirathen, Ladislaus! ich hoffe, Du kannst jetzt Dich und eine Familie christlich regieren. Ich habe Dir und Katharinen eine Gerechtsame in einem kleinen Städtchen verschafft, wo Ihr leben könnt und glücklich seyn, wenn Ihr wollt.“ Er gab mir den Kaufbrief einer Schustergerechtsame in Dürenstein an der Donau und sagte, ich solle es heute Abend Katharina gleich sagen. Dann schickte er mich mit einem Briefe auf die Post fort. Als ich zurück kam war er nicht mehr da. Erst dankte ich Gott aus dem Grunde meiner Seele, dann ging ich zu Katharina und gab ihr den Kaufbrief. Da weinte sie und wünschte, es lebte ihre Mutter noch, um den Brief auch lesen zu können. Fünfhundert Gulden hatten wir uns zusammen erspart. Wir heiratheten und zogen nach Dürenstein. Gott, ich danke Dir, daß Du so gute Menschen erschaffen hast, wie meinen Herrn. Ich kaufte ein kleines Häuschen um sechshundert Gulden; dreihundert zahlte ich, den Rest ließ ich auf das Haus schreiben. Wir richteten uns klein ein. Mit der Arbeit konnte

ich mir nicht viel verdienen, aber dagegen brauchte ich auch nicht viel und Katharina fast gar nichts. Anstatt das Geld zu vertrinken, kaufte ich mir Bücher; ich las am Abend vor und Katharina spann. Alle Jahre kam der Herr im Herbste, und sah nach, wie es geht. Er wohnte bei uns, und aß mit uns, und wir wußten uns in diesen Tagen vor Freude nicht zu fassen. Dann blieb er aus; er war um Ostern gestorben — nein, nicht gestorben, sondern in den Himmel gereist.

Fünfzehn Jahre lebten Katharina und ich recht treulich zusammen in Freud und Leid, dann starb sie; nein, sie starb auch nicht, sondern sie reiste zu meinem Herrn. Seit dieser Zeit bin ich ganz allein in diesem Häuschen und warte, bis auch ich zu Katharina und meinem Herrn reisen darf. Das Schuhflicken freute mich nicht den ganzen Tag. Ich kaufte mir bei den Trödlern alte Bücher, und las oft den ganzen Nachmittag bis in die Nacht hinein. Dann verkaufte ich manches Buch wieder, und so wurde ich nach und nach ein Büchertrödler. Den Vormittag hindurch flicke ich Schuhe, für arme Leute umsonst, und die übrige Zeit widme ich den Büchern und den Menschen. Fast alle meine Bücher sind mir feil, aber eines nicht, das nämlich, in dem geschrieben steht: Wenn Ihr nicht umkehret, und wie Kinder werdet, so könnet Ihr nicht eingehen in das Himmelreich. — Aber es kann der

Mensch kein Kind werden, wenn Du, o Gott, mein Heiland! ihn nicht umschaffst. Das habe ich in meinem Leben genug erfahren. Der Mensch aus sich selbst wird immer holziger, immer dickköpfiger, und rennt wie ein Stier in sein Verderben. Aber Dein heiliger Geist kann Alles. Als ich dem Körper nach jung war, da war ich an Verdorbenheit ein Greis; da hat Dein guter Geist meine Seele neugeboren, und jetzt steckt in dem alten Leib eine Kinderseele. Sie ist Dein Geschenk, o Gott! ich danke Dir dafür. Jetzt in meinen alten Tage erscheine ich wie ein Kind vor Dir. An Deine Pforte klopfe ich und warte, bis Du mich einlässest in Deinen Saal. Die Welt ist meine Schule gewesen, in die Du mich geschickt hast; jetzt komme ich von der Schule heim. Diese Schrift habe ich geschrieben als ein Zeichen, daß ich nicht ganz fruchtlos so lange in Deine Schule gegangen bin.

XI.

Ein Blatt aus meines Freundes Victor Tagebuch.

Victor nahm eines Tages sein Federmesser, schnitt mehrere Blätter aus seinem Tagebuche und gab sie mir.

„Diese, sagte er, eignen sich am besten für dein Büchlein. Es ist freilich nur ein Bruchstück; aber das thut nichts.

Wenn dem Leser mit der Liebe zur Weisheit Ernst ist, wird er auch aus dem Bruchstücke Nutzen schöpfen.

Was enthalten denn diese Blätter Victor?

„Ha, sagte er, ein Gespräch, das ich einmal mit ungarischen Bauern über die Menschenkenntniß geführt habe.“

Gut, bemerkte ich, das kann ich brauchen.

Ich steckte die Blätter ein, sah sie zu Hause durch und schickte sie dann in die Buchdruckerei. Hier sind sie.

Aus Victors Tagebuch.

An der Leitha, die Oesterreich von Ungarn scheidet, ist die Landschaft auf der österreichischen Seite ungemein einförmig und fast öde. Ebenen dehnen sich weithin aus, zum Theil angebaut, größtentheils aber Pferdeweiden, auf denen in allen Richtungen Spuren von Wagenrädern sichtbar sind. Man sucht und braucht dort keine Straßen; man fährt auf den weiten festen Ebenen mit sehr kurzem Gras rasch auf die Kirchthürme zu, wie man auf der See auf Leuchtthürme zusteuert. Ich habe einen Spätherbst auf dieser weiten Haide verlebt. Da ist die Gegend traurig. Die mageren Felder sind abgeerntet, die Pferdeweiden dürr, immer und immer weht ein scharfer Wind über die kahlen Ebenen hin und so ist es selbst an sonnigen Tagen frostig. Ich mußte den Mantel fest zusammenhalten, wenn ich über die Haide ging, und den Hut tief auf den Kopf drücken, damit ihn der Wind nicht entführte. Ich wohnte in einem einsam stehenden leicht gebauten Hause, das zu einer großen Fabrik gehörte. Mein Hauswirth mußte mit seiner Frau auf längere Zeit nach Wien übersiedeln, da sein Schwiegervater sich einer Operation unterziehen wollte und ihre Anwesenheit dringend wünschte. So war ich denn allein

in dem windumtobten und winddurchfegten Hause. Tag und Nacht stöhnte der Wind in den Ofenröhren, heulte in den Gängen, schüttelte die losen Fenster, beunruhigte meine Kerzenflamme, wenn ich las oder schrieb, und donnerte mich manchmal aus dem Schlafe. Ich blieb ungern zu Hause und wanderte oft den umliegenden Dörfern zu. Mein Hauswirth hatte mir empfohlen auch seinen Freund Nemet jenseits der Leitha zu besuchen und zu grüßen. Ich würde, sagte er, einen vortrefflichen Menschen in Stephan finden, der ein wohlhabender Landwirth und ungarischer Geschworner ist. „Er hat auch guten ungarischen Wein im Keller, setzte er bei, und wird sich freuen, Ihnen einzuschenken.“

So machte ich mich denn eines Tages auf den Weg; ging über Haiden und Aecker und Pferdeweiden auf das nächstgelegene Dorf zu, wo ich mir den Weg zur Brücke über die Leitha weisen ließ. Es herrschte damals schon große Spannung zwischen Ungarn und Oesterreich, und ich wurde auf der Leithabrücke mit finstern Blicken gemessen und gefragt, wohin ich wolle. Der Name des Geschwornen besänftigte. Ich erfrug leicht sein Haus, man wies mir einen Fußsteig am Flusse, und ich traf ihn auch zu Hause an. Er ist ein kerngesunder Mann von einigen vierzig Jahren. Er ist wie sein Ungarwein: angenehm, unverfälscht, feurig erwärmend, erheiternd ohne

zu schaden. Er führte mich in seine beste Stube und setzte mir eine riesige Flasche solchen Weines vor, brachte zwei große Trinkgläser zum Vorschein und setzte sich zu mir. Ich erzählte ihm, daß man mich mit finstern Blicken auf der Brücke gemessen und gefragt habe, was ich in Ungarn zu thun hätte?

„Damit bin ich ganz einverstanden", sagte er, „ich bin durch und durch ein Ungar. Wir wollen darum über Politik kein Wort sprechen, es wäre mir leid, einen Gast beleidigen zu müssen, den ich gern im Hause habe. Mein Freund Sturmer hat mir schon von Euch erzählt. Ihr reiset herum, sagte er, um Euch selber und die Menschen kennen zu lernen."

So ist es, sagte ich, es geht aber langsam und zäh.

„Tausend"! erwiederte er, „Ihr macht mir mit dieser Rede eine große Freude. Ich will Euch sagen warum? Als mir unser Freund Sturmer das von Euch sagte, lachte ich hellauf und meinte, Ihr müßtet ein wunderlicher Kauz sein. Es war mir ganz neu, daß sich ein Mensch auf das verlegen könnte. Als ich aber allein war, ging das Ding anders. Donnerwetter! sagte ich zu meinem Weibe (Ihr werdet sie bald kennen lernen, sie hat nur einen kurzen Gang gemacht) der Mann fährt am Ende doch die rechte Straße, während wir kreuz und quer

herumfahren. Ich bin Geschworner und da soll ich doch die Menschen genau kennen. Wie kann ich sie aber kennen, wenn ich mich selber nicht kenne? Ich fing dann wirklich an, Eure Kunst zu erlernen; aber sie ist verdammt schwer, man kommt nicht recht vorwärts. Ich kenne meine Pferde alle viel besser als mich selber und die Menschen."

Wie fangt Ihr es denn bei Euren Pferden an, um sie kennen zu lernen? frug ich.

Es trat die Frau des Hauses ein. Sie hatte ein entschiedenes schönes Gesicht, ihre Bewegungen waren frei und sicher. In Deutschland würde diese Art mißfallen; in Ungarn ist sie allgemein. Neben dem kräftigen, fast barbarischen Aussehen und Auftreten der Männer erscheint die ungarische Frau noch immer weiblich und zart. Die Frau des Geschwornen war schlank und biegsam, das pelzverbrämte Jäckchen kleidete sie gut und aus ihren schwarzen Augen sprach Klugheit, Entschiedenheit und das Bewußtsein ihrer Unabhängigkeit.

„Weib", sagte der Geschworene, „sieh, der ist der Mann, von dem mir Freund Sturmer gesagt hat. Er hat uns besucht. Bring uns Speck und Brod zum Wein und dann bleib bei dem Manne, ich will meinen Nachbar holen, er soll mit uns trinken. Ich hoffe, sagte er zu mir, der alte Mathias wird Euch gefallen. Dann wollen wir weiter sprechen."

Die Frau brachte ein riesiges Stück geräucherten Speck und gutes Roggenbrod und setzte sich an den Tisch, weil ihr Mann fortgegangen war.

Sie war neugierig und frug mich nach Weiberart ohne Umschweife um Vieles aus.

„Was habt Ihr für ein Geschäft?"

Zu lernen und Andere zu unterrichten.

„Ihr seid also ein Schullehrer?"

Nein, ein Büchermacher. Ich schreibe meine Gedanken auf, lasse sie dann drucken und verkaufen, wie die Kalender, damit die Menschen dadurch aufgeklärter und dann besser werden möchten.

Ihr schwarzes Auge leuchtete auf und ein eigenthümlich schönes Lächeln flog über ihr dunkles Gesicht.

„Das ist freilich eine vornehme Beschäftigung", sagte sie.

Der Geschworne trat ein, mit ihm sein Nachbar, ein starker Mann in höherem Alter, in einem langen weißen Pelzrocke, der mit rothen aufgenähten Lederstreifen verziert war. Sein Gesicht war ernst und nachdenklich; er mochte viel erlebt haben. Er reichte mir die Hand, setzte sich, die Frau schenkte ihm ein Trinkglas voll Wein ein, das er sogleich zur Hälfte austrank. Er war durstig gewesen.

„Jetzt können wir unser Gespräch fortsetzen",

sagte der Geschworne. „Ihr habt mich gefragt, wie ich es anfange, die Pferde genau kennen zu lernen?"

Ja, erwiederte ich.

„Das Erste ist die Abstammung, auf die ich sehe. Ein ungarisches Pferd ist ein ganz anderes Thier als ein böhmisches oder steyrisches. Aber ich gehe da noch viel weiter. Ich suche zu erfahren, von welchen Aeltern das Pferd abstammt; denn immer habe ich gefunden, daß die Jungen in ihrem Temperament etwas von ihren Alten haben. Bei jungen Pferden, die ich selbst aufziehe, weiß ich dann schon woran ich bin. Sind die alten bissig, so sind es auch die jungen, sind die alten scheu, so sind es auch die jungen. Wenn ich aber ein fremdes Pferd kaufe, sehe ich vor Allem noch darauf, mit wem es umgegangen ist."

Vortrefflich, sagte ich.

Der Nachbar nickte mir zu.

„Ich spreche aus Erfahrung", sagte der Geschworne. „Es ist nicht gleichgültig, welche Kameraden ein Pferd im Stall, auf der Weide und am Wagen hat. Da habe ich bemerkt, daß das bessere Pferd zwar etwas von dem schlechteren annimmt, oder daß es durch die schlechten Eigenschaften des Kameraden verdrossen wird. Der umgekehrte Fall kommt aber selten vor, daß ein fehlerhaftes Pferd durch seinen guten Kameraden

gebessert wird. Der gute Kamerad ärgert es vielmehr, und so wird es noch schlechter."

Ja, so ist es, bemerkte sein Nachbar.

„Es kommt erst das Wichtigste", fuhr der Geschworne fort, „nämlich mit welchen Menschen das Pferd umgeht. Das hat fast den meisten Einfluß. Ihr werdet es nicht glauben, aber es ist doch wahr. Die meisten schlechten Eigenschaften, welche ein Pferd an sich hat, hat es dem Umgange mit Menschen zu danken."

O ich glaube es, sagte ich.

„Entweder wirkt das Beispiel des Menschen auf das Pferd, oder die Behandlung. Ich habe Pferde, die mein Weib mit einem Bindfaden lenken kann und die meinem jüngsten Knechte jedesmal durchgehen. Sie können ihn nicht leiden, weil er so heftig ist."

„Ich muß aber noch auf Etwas kommen", sagte er nach einer kleinen Pause, die wir zum Trinken benützten, „nämlich auf die Beschäftigung der Pferde. Spannt Euer Reitpferd an einen Mistwagen und betrachtet es dann genau; und gar erst, wenn Ihr es mit einem Esel oder einem Ochsen zusammenspannt. Geschieht das sehr oft, so wird das feurigste und feinste Pferd verdrossen und endlich gemein. Es taugt kaum mehr zum Reiten, weil es den Kopf hängen läßt. Daran seid aber Ihr Schuld, nicht das Pferd, warum habt Ihr es gemein und desperat

gemacht. Das, setzte der Geschworne bitter bei, sollten die Herren in Wien sich merken, nicht unsertwegen allein, sondern aller österreichischen Völker wegen."

Es gibt aber auch Rosse, sagte der Nachbar, die bei einer schlechten Behandlung den Kopf nicht hängen lassen, sondern ausschlagen, beißen und die Stränge abreißen. Merkt Ihr, wo ich hinaus will?

Ja, sagte ich.

„Still", sagte der Geschworne, „wir wollen nichts mehr weiter reden. Wir wollen jetzt Euch hören."

Ihr dürft, sagte ich, Alles das, was Ihr von den Pferden gesagt habt, ohne Weiters auf den Menschen anwenden, wenn Ihr ihn kennen lernen wollt. Ja, Ihr dürft es getrost auf Euch selber auch anwenden.

Der Nachbar lachte; wir stießen an und tranken.

Aber, fuhr ich fort, bei Pferden ist es leicht; sie verstellen sich nicht, belügen nicht sich selber und Andere, wie die Menschen. Das macht die Menschenkenntniß gar so schwer. Wir sind selber Komödianten und die anderen sind auch Komödianten.

„Wie meint Ihr das?" frug der Geschworne.

Seid Ihr niemals in einer Komödie gewesen? entgegnete ich.

„O ja", antwortete er, „ich bin mit meinem Nachbar da öfter in Wien im Karltheater gewesen, wenn wir in Wien längere Zeit zu thun hatten."

Wie kam es Euch denn das erste Mal vor?

„Seltsam genug", erwiederte er. „Es war ein solches Durcheinander, daß wir gar nicht wußten, wer zu den Schauspielern gehört und wer zu den Zuschauern. Es war wenig Unterschied; in den Verschlägen an den Seiten thaten sie eben so, wie auf der Bühne, waren auch so gekleidet."

Mir ist es in Paris einmal eben so gegangen, sagte ich, als ich zum ersten Mal ins Theater gekommen bin. Ich glaubte unter lauter Komödianten zu sein. Nun seht, gerade so ist es auf dem großen Welttheater auch. Es gibt so Wenige, die nicht etwas Weniges von einem Komödianten an sich haben. Wie schwer ist es da dahinter zu kommen, was im Menschen wirklich sein eigentliches Wesen ist, besonders wenn der Beobachter auch ein Komödiant ist. Sie lügen sich gegenseitig und jeder sich selber dazu an. Das thun die Pferde nicht.

„Was ist da zu thun?" frug der Geschworne, „da lernt man ja sich selber und Andere in Ewigkeit nicht kennen."

Ha, erwiederte ich, es muß doch gehen. Man muß eben zuerst den Komödianten in sich selber

austreiben, das heißt, man muß zuerst einmal mit sich selber wahrhaftig sein, und sich nicht anlügen und sich vor sich selber nicht besser aber auch nicht schlechter machen, als man wirklich ist.

„Ich bin ganz mit Euch einverstanden", sagte der Nachbar.

Sodann, fuhr ich fort, halte ich diese Regel fest: Gerade das, was der Mensch am meisten zu scheinen sich Mühe gibt, ist er am wenigsten; gerne aber das Gegentheil. Wenn mir Jemand ganz besonders versichert und beschwört, daß er aufrichtig ist und mich nicht anlügt, so hat er mich schon angelogen.

Dann gilt mir auch die Regel: Worüber ich am meisten erzürnt werde, wenn es mir nachgesagt wird, eben darin bin ich schwach. Ich zum Beispiele, lache darüber, wenn mich Jemand einen falschen Spieler nennt, weil ich überhaupt kein Spieler bin; aber mich brennt es, wenn mir Jemand Trägheit vorwirft, weil sie wirklich in mir steckt. Ueberhaupt kennen Einen die Feinde viel besser, als die Freunde; diese haben ihre Augen mehr auf die guten Eigenschaften gerichtet, jene aber auf die schlechten. Man muß darum auf das Urtheil seiner Feinde wohl merken, oder sich selber als einen Fremden betrachten und behandeln. Das ist aber sehr schwer.

Es wurde Abend; ich mußte an die Rückkehr denken, da ich des Weges nicht recht kun=

dig war. Ich war schon fast zu lange beim guten Weine sitzen geblieben.

„Da ist bald geholfen", sagte der Geschworne, „ich werde Euch heimfahren. Er rief den Knecht durchs Fenster und in einigen Minuten standen die Pferde im Hofe. Ich nahm Abschied von meiner stolzen Wirthin und dem Nachbar; wir saßen bald auf einem langen Flechtwagen und ehe ich michs versah, sausten wir über die Haide dahin, am nächsten Dorfe vorbei meinem einsamen Hause zu.

Der Geschworne hatte mir beim Abschied das Versprechen abgenommen, ihn wieder zu besuchen. Nach etwa vierzehn Tagen machte ich mich wieder auf den Weg zu ihm, kam glücklich über die Leithabrücke und bog sogleich in den Fußsteig am Flusse ein, den man mir das erstemal gezeigt hatte. Ich kam, wie das erstemal durch den Hinterhof in das Haus. Ich sah Niemand im Hofe; hörte aber lebhaftes Gespräch in der Stube. Ich trat ein und — war sogleich von ungarischen Männern umringt. „Ihr seid unser Gefangener", sagte ein wild aussehender schnurbärtiger Mann zu mir, „Ihr seid ein Spion."

Ihr lügt, sagte ich erzürnt, ich verachte das Spioniren.

„Ihr seid nicht auf der geraden Straße hie-

hergekommen", sprach der Mann heftig, „sonst wäret Ihr nicht hier."

Warum nicht?

„Weil Euch unsere Reiter gefangen hätten, die dort aufgestellt sind, um jeden Oesterreicher, der die ungarische Gränze überschreitet, aufzuheben und nach Ofen in die Festung zu bringen."

Ich habe keinen Soldaten gesehen, sagte ich, ich bin den Fußsteig an der Leitha gegangen, um den Geschwornen zu besuchen. Ich bin kein Spion.

„Thut nichts", sagte er, „Ihr seid doch unser Gefangener, Ihr habt die ungarische Gränze überschritten."

Wo ist der Hausherr? frug ich.

„Er ist auf den Gemeindehause", sagte der Mann, „wir brauchen ihn zu diesem Geschäfte nicht."

Man wollte Anstalt machen, mich auf die Militärwache zu bringen. Da trat die Frau des Geschwornen ein. Als sie den Vorgang erfahren hatte, sagte sie stolz mit funkelnden Augen: Was denkt Ihr, Männer! in diesem Hause wird Niemand gefangen genommen, wenn der Geschworne Stephan Nemet nicht dabei ist.

In diesem Augenblicke trat Stephan ein. Er errieth sogleich, was hier vorging. Es erfolgte eine aufgeregte Scene. Die Männer beriefen

sich auf den Befehl von Pesth, jeden Oesterreicher zu fangen und einzuliefern.

„Und wenn es hundertmal befohlen ist, sagte der Geschworene, so wird dieser Mann nicht gefangen genommen. Er ist mein Gast, ich habe ihn selbst eingeladen. Soll man in aller Welt sagen, in Ungarn gelte kein Gastrecht mehr, und Stephan Nemet habe sein Haus mit dieser Schmach beladen lassen. Wenn in Ungarn kein Gastrecht mehr gelten soll, und wenn ich meinen Gast nicht mehr schützen kann, dann liefert mich mit diesem Manne gleich nach Ofen aus."

Diese Rede wirkte; die Männer gaben sich zufrieden; der Geschworne ließ mir noch Wein und Brod bringen und begleitete mich dann über die Leithabrücke.

XII.

Zwei sterbende Frauen.

Eine pechfinstere Nacht war eben über St. Johann wie ein schweres Leichentuch gehüllt worden; es schneite in großen Flocken. Im Dorfe war Alles zur Ruhe gegangen. Da ertönte die Glocke meines Hauses. Ich öffnete mit dem Lichte in der Hand die Hausthüre. Da stand ein mir bekannter Mann vor mir. Seine Kiefernfackel warf grelles Licht auf sein dunkles Gesicht, das unter schwarzem Haar hervorsah. Er war ein Schatzgräber.

„Ihr möchtet zu meiner Mutter kommen", sagte er, „sie will noch mit Euch reden; es geht mit ihr endlich ernsthaft auf die Neige. Ich habe Euch eine Fackel mitgebracht. Nehmt auch einen Bergstecken mit, es könnte bei der Nacht eisen."

Ich zog mich an, zündete meine Fackel an, und wir gingen. Es war so, als ob wir in einem schwarzen Nichts dahingingen. Etwa eine halbe Stunde gingen wir in einem engen, verwilderten Thale dahin, dann bei einer Brannt-

weinschenke, in der Alles schlief, vorbei, über den Steg und dann an Felsen und Wäldern aufwärts, bis wir nach einer kleinen Stunde an einigen Bauerhöfen ankamen. Wir gingen an diesen vorbei und dann auf eine am Walde gelegene kleine Hütte zu. In dieser Hütte lag die Mutter des Schatzgräbers. Unmittelbar von der schneebedeckten Wiese kommt man in die Stube, die einzige, welche die Hütte hat. Ich war schon oft in dieser Stube gewesen, sonst würde sie mich sehr überrascht haben. Ich will sie beschreiben. Sie ist von Rauch und Unflath ganz braun und grau, die Wände aber glänzen verdächtig. Es ist Ungeziefer, das so glänzt. Am zersprungenen Ofen steht das Bett, in welchem die Mutter liegt. Die Bettwäsche ist eisengrau von jahrelangem Schmuz. In diesem Bette liegt eine alte, dürre Gestalt mit losem, grauem Haar, fahlem, durchfurchtem Gesicht, lauernden Augen, langem Halse, halboffener, verwelkter Brust. Ihre Arme sind nur Knochen mit rußiger Haut überzogen. Drei Jahre liegt sie jetzt in diesem Bett. An der andern Wand ist wieder ein Bett, das aber halb zusammengefallen ist. Auf dem Fußboden in diesem Bette ist stinkendes Stroh und darüber zu den Häupten Mantelfetzen und verrissene Weiberröcke. In diesem Bette liegt die Tochter jenes Weibes. Sie ist zwanzig Jahre alt; sie ist eines jener

merkwürdigen Geschöpfe, die in Gebirgsthälern nicht selten sind und die man Cretins nennt. Körperlich ist sie ziemlich entwickelt, weiß aber mit ihren Gliedern und Sinnen eigentlich nichts anzufangen, denn geistig ist sie ein Kind geblieben. Ihr Geist dämmert nur so durch, wie ein gar schwaches Oellicht durch eine sehr verwahrloste Stalllaterne. Ihr Haar ist wild verworren und hängt auch in das blasse Gesicht hinein. Die Augen sind halb erschreckt, halb neugierig. Nur einen Fetzen von Hemd hat sie auf dem Leibe. Als sie mich das erstemal sah, fürchtete sie sich; als ich das zweitemal auf dem Bette der Mutter saß (Stuhl ist keiner da) und mit ihr freundlich redete, da kroch sie heraus, kam herzu und betastete mich mit den Händen, wie ein Kind thut. Mich dauerte dieser arme Menschengeist. Ich wollte erfahren, wie weit er der Anregung fähig sey, und brachte dem Geschöpfe eine angekleidete Puppe mit. Da leuchtete ihr Gesicht matt auf und sie besah dann die Puppe lange immer fort, dann mich, dann stand sie auf und versuchte, mir das Gesicht zu streicheln. Von dort an liebte sie mich; wenn die Thüre aufgeht (sagte ihre Mutter), erhebt sie sich hastig und sieht, wer kommt, dann legt sie sich wieder traurig hin und besieht die Puppe. Weil nun dieses arme Kind an meinem Besuche solche Freude hatte, so ließ mir

die Mutter oft sagen, sie sey zum Sterben, ich möchte kommen. Und daher kam es denn, daß ich sehr oft diesen Weg ging und in diese Stube kam. In jener Nacht kam ich aber wirklich zum letztenmale hin. Die Mutter wünschte mit mir allein zu sprechen. Der Sohn ging vor die Thüre hinaus. Ich mußte einen brennenden Span in der Hand halten, weil keine Lampe da war, und mich auf das Bett setzen.

„Meint Ihr", sagte sie zur mir in krampfhafter Erregung, „daß es möglich ist, daß ich nicht in die Hölle komme?"

Gott liebt die Menschen, sagte ich, so, daß er sie seine Kinder nennt; er verstößt seine Kinder nicht.

„Ja", unterbrach sie mich, „Ihr habt es gesagt, und was Ihr mir von ihm erzählt habt, das hat mir wohl gefallen. Aber Ihr wißt nicht, was Alles auf mir liegt. Ich will es Euch sagen, und dann sagt mir, ob Ihr glaubt, daß ich nicht in die Hölle komme."

„Ihr wißt, daß dieses Bauerngut in der Nähe mein war, ich war das einzige Kind meiner Eltern. Als mein Vater starb, heirathete ich auf das Gut. Meine Mutter starb aus Noth und Kummer über meine Aufführung. Ich lebte im Ehebruche mit einem jungen Menschen. Alle Kinder sind von diesem Menschen. Dieses Mädchen dort ist das jüngste. Ich hätte Euch viel

darüber zu sagen, aber ich muß machen, daß ich fertig werde; ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht. Mein erster Mann kam in's Trinken, und ich benutzte einmal die Gelegenheit, als er betrunken nach Hause kam, und gab ihm noch so lange zu trinken und redete ihm zu zu trinken, bis ihn der Schlag traf. Ich habe ihn umgebracht. Dann heirathete ich den jungen Menschen, denn ich zum Ehebruche verführt hatte. Da ich ihm auch nicht treu blieb, so fing er ein liederliches Leben an, verthat das Gut, lebte wieder in Ehebruch mit einem Weibsbilde, das er ernährte und zwei Kinder hatte. Bei einem Raufhandel erhielt er einen Stich und starb bald darauf. So lange ich konnte, lebte ich so in Sünde fort; endlich mußte das Gut verkauft werden, und ich kam in diese Hütte, wo mich die Gemeinde ernährt."

Und die Kinder?

„Ja", sagte sie, „ich komme jetzt darauf. Die Kinder wurden das Wohlleben gewohnt; sie wurden gar nicht erzogen; sie hörten und sahen nur Schlechtes und es ging traurig aus. Der älteste Sohn wurde bei einem Einbruche in's Amtshaus erwischt, und ist im Zuchthaus gestorben. Dann hatte ich eine schöne Tochter, diese zog in die Stadt, hing sich an Soldaten und lebte von der Unzucht. Man fand sie eines Tages erwürgt und ausgezogen vor der Stadt

an einem Wäldchen. Ein Weibsbild, das immer mit ihr ging, wurde eifersüchtig wegen eines Korporals, lockte sie dann hinaus, brachte sie um und zog ihr noch die Kleider aus. Dieses Mädchen da seht Ihr selbst, Herr, wie es ist. Es war etwas blöd als Kind, und da kümmerte sich kein Mensch darum, ich hielt es auch für einen Fexen (Cretin) und behandelte es darnach. Es durfte sich vor den Leuten nie sehen lassen, und so wurde es so, wie es ist. Wenn ich es erzogen hätte, so wäre es anders, und das Mädchen hätte mich jetzt pflegen können. O Herr! wenn ich an das Alles zurückdenke, dann bricht mir das Herz."

Und dieser Sohn da draußen? fragte ich.

„Ach der ist vielleicht noch ärger daran, als alle seine Geschwister", erwiederte sie. „Er hat dem Teufel seine Seele verschrieben, wenn er ihn einen Schatz finden läßt. Er verflucht oft mich und Gott und hält sich nur an den Teufel, und sagt mir immer vor, daß wir uns in der Hölle sehen werden."

„Und nun, Herr!" sagte sie erschöpft, „glaubt Ihr jetzt noch, daß ich nicht in die Hölle komme? O, wie glücklich sind doch jene Menschen, die ein heiliges Leben geführt haben. O, Herr! ich habe schon viel ausgestanden in dieser elenden Hütte; aber doch ist sie ein Himmel gegen die Hölle, wohin ich jetzt kommen soll. Ach, wenn

ich Verzeihung finden könnte, ich wollte noch hundert Jahre hier in diesem Elende aushalten. Aber es ist zu spät." —

O nein! sagte ich zu ihr, es ist nicht zu spät. Sagt mir nur Eines. Wenn es Jemand für Euch übernehmen und für Euch auswirken würde, daß Ihr nicht in die Hölle kämet, sondern zu Gott, würdet Ihr Den aus dem Grunde Eurer Seele lieben und ihm dankbar seyn?

„O!" sagte sie, „in alle Ewigkeit, und wenn ich wieder jung werden könnte, ich würde ihm mein ganzes Leben wie die allergeringste Magd dienen. Aber ich weiß Niemanden, der mich lieb hätte, und mir zu Liebe so viel thun möchte, daß ich nicht in die Hölle komme."

Und sie fing bitterlich zu weinen an.

Da sagte ich: Horcht jetzt auf mich, ich habe Euch eine frohe Botschaft zu bringen.

„Welche?" sagte sie.

Daß Einer wirklich für Euch Alles gethan hat, und daß Ihr mit Gott versöhnt seyd, und daß er Euch nicht in die Hölle kommen läßt.

„Lügt Ihr mich nicht an?" sagte sie.

So wahr mir Gott in meiner Todesstunde helfen soll, erwiederte ich, ich glaube, daß Jesus Christus die Sünden aller Menschen und auch Eure Sünden getilgt hat durch sein Leben,

Leiden und Sterben, und ich glaube, daß Ihr von dieser armen Hütte weg an einen bessern Ort kommet, und daß Euch Gott nicht verläßt, wenn Ihr anders glauben könnt und bitten wollt.

„Ich bin das zwar nicht werth", sagte sie, „aber ich glaube es, daß mir Gott um Christi willen gnädig sein werde. Saget mir vor, wie ich bitten soll." Sie faltete die dürren Hände und sagte mir wie ein Kind unter Thränen nach:

„Erbarme Dich meiner, o Gott! nach Deiner großen Barmherzigkeit und tilge meine Sünden nach Deiner großen Erbarmung.

Wasche mich rein von meiner Missethat, und reinige mich von meiner Sünde.

Denn ich erkenne meine Missethat, und meine Sünde ist immer vor mir.

Entsündige mich mit Ysop, daß ich rein werde; wasche mich, daß ich schneeweiß werde.

Schaff in mir, o Gott! ein reines Herz, und gib mir einen neuen, gewissen Geist.

Verwirf mich nicht vor Deinem Angesichte, und nimm Deinen heiligen Geist nicht von mir.

Hättest Du Opfer gewollt, ich würde sie Dir gerne geben, aber an Brandopfern hast Du kein Wohlgefallen.

Die Opfer Gottes sind ein geängstigter Geist; ein zerknirschtes und zerschlagenes Herz wirst Du, o Gott! nicht verachten."

Jetzt konnte sie nicht mehr weiter nachsprechen. Sie sank schwer auf das Kissen zurück; es war ihre letzte Stunde. Thränen lagen noch auf den Wangen, als sie den letzten Seufzer aushauchte, zu Dir empor, o Gott! aus der finstern Nacht. — Du weißt es, daß ich Dir diese arme Menschenseele empfahl mit allen Gründen, die Dich rühren konnten. Ich erinnere Dich daran, Du weißt es, daß Du ihr Schöpfer bist, und daß sie doch Dein ist, wenn sie auch eine Sünderin ist. Ich erinnerte Dich, Du weißt es, an Deinen Sohn, unsern Herrn, und an den ewigen Eidschwur, der Dich bindet, Allen gnädig zu seyn, für die Dein Sohn gestorben ist. Ja, ich that noch mehr, Du weißt es, und zürnest mir nicht, weil Du selbst in meine Seele Barmherzigkeit gelegt hast. Ich forderte Dich in dieser Stunde auf, an Barmherzigkeit nicht hinter mir zurückzubleiben, der ich gegen Dich nur ein Wurm bin. Du selbst hast mich durch das Psalmeswort darauf gebracht. Wenn ich, der staubgeborene, engherzige, und rachsüchtige Mensch, der Richter dieser armen Seele wäre, so hätte ich sie aus der elenden Hütte wahrlich nicht in die Hölle gestoßen, sondern ihr geholfen, in das Himmelreich zu kommen. Verzeih es mir, Vater, wenn ich unbescheiden gewesen bin.

Und Dir, mein Herr, und Meister! empfahl ich sie wohl auch, obwohl ich wußte, daß es

nicht nöthig sei. Du bist ja selbst bei uns gewesen, und weißt es, wie es auf der Erde zugeht. Aber in dieser Stunde, wo ich, Dein Bote, in kalter Nacht in der elenden Hütte dieses hundertste Schäflein fand, da, Herr, glaubte ich, ein besonderes Recht zu haben, Dir diese arme Seele besonders zu empfehlen. —

Mitternacht war vorbei, als ich aus der Hütte trat. Der Himmel hatte sich aufgehellt, es war kalt; der Mond schien hell, und die Sterne funkelten mit dem eigenen Glanze, der sich in Winternächten im Gebirge entfaltet. Unter mir lag das weite, schneebedeckte Thal weit hinaus bis an die himmelhohen Berge. Eine weiße Decke über die Schläfer im Thale, und darüber Myriaden wachende Augen, die zusammen Ein Auge bilden, das liebende Vaterauge Gottes.

Dir, Du großer Menschenvater! war es nicht genug, am Tage durch die Sonne, die Alles durchdringt, Dein väterliches Auge im Bilde uns zu zeigen; nein, auch in der Nacht durch unzählbare Sterne wolltest Du Deinen Kindern verkünden, daß Du, ihr Hüter und Wächter, nicht schlummerst und nicht schläfst in der Nacht.

Wie die Seele wohl den ganzen Leib durchwohnt, vorzüglich aber dennoch durch das Auge sich offenbart, so bist Du zwar überall, aber doch sagen wir: Unser Vater! der du bist im Himmel, weil Du Dich durch Dein großes Auge der

Liebe am deutlichsten offenbarst. Wie wird die arme Seele, die ich eben aus jener elenden Hütte hinausbegleitet habe, jetzt in Deinen Himmeln staunen über die vielen Wohnungen, die in Deinem großen Hause sind. Und erst, wie wird sie, die noch kurz vorher so bedrängte Seele, staunen, wenn sie sieht, daß ihr Heiland auch für sie eine Wohnung bereitet hat, wo er abwischen wird alle Thränen von ihren Augen! Jetzt wird sie begreifen, wie lieb der Herr seine Schafe hat, daß er auf Erden seine Boten herumsendet, um die verlorenen Schafe zu suchen und ihnen die frohe Botschaft zu verkünden. Was der Himmel über der Erde ist, das sind die Boten des Evangeliums auf der Erde, sie sind Sterne. Darum sind die Füße derer, die den Frieden verkündigen, so schön wie die Sterne des Himmels. — Unter meinen Fußtritten ächzte der Schnee: das gefrorne Wesen ist die Selbstsucht und die Selbstgerechtigkeit; so ächzte die Gerechtigkeit der Pharisäer unter den Fußtritten Jesu Christi auf. Wo aber das Herz weich ist in Reue und Erkenntniß der eigenen Armseligkeit, wo es bereits zu schmelzen anfängt in Thränen der Buße und der Sehnsucht nach Erlösung, wie in der armen Hütte oben, da wird das Wort Jesu Christi zum milden Sonnenstrahl, der die Thränen auffängt und trocknet. Wahrlich, wahrlich, sage ich Euch, in Himmel ist mehr Freude über einen

Sünder, der Buße thut, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen, das ist, nicht zu bedürfen meinen.

Auf der Thurmuhr schlug es drei. — Im Himmel hatte die Freude über das wiedergefundene Schäflein schon begonnen. —

Ein heller Augustabend war es, an dem ich eben am Bache herumging und nachdachte. Da hörte ich meinen Namen rufen. Ich wurde gebeten, nach Sitzen zu gehen, da die Frau zum Sterben sey. Ja, sagte ich, ich habe ihr es ja versprochen, dabei zu seyn, wenn sie fortgeht. Die Sonne schien so kräftig auf das duftende Heu, das auf der Wiese auf dem Leiterwagen geladen wurde, und auf die Weizenbündel, die die Kinder zusammentrugen. Im Buchenwäldchen war es wie in einer kühlen Laube; der Obstgarten trug reichen Fruchtsegen. Ich stieg über die Treppe in das Gemach, in welchem die sterbende Mutter lag. Weinreben schlangen sich um die Fenstergitter, durch welche die Sonne große Lichtstreifen auf dem reinlichen Boden warf, und das Zimmer freundlich erhellte. Auf einem blendend weißen Bette lag die Frau und sprach mit den Kindern, die mit dem Vater um das Bett standen. Es war ein rührender und erhebender

Anblick. Sie trug ihren Kindern auf, sie sollten nun den Vater doppelt lieben, und dann bat sie den Vater, den Kindern auch Mutter zu seyn. Sonst hatte sie für diese Welt nichts mehr zu bestellen. Sie rüstete sich zur Abreise. Sie war immer entschlossen, und das zeigte sich auch in dieser Stunde; sie hatte den Muth, den der Glaube und ein reines Leben gibt.

„Ihr wißt", sagte sie zu mir, wie ich immer gedacht habe; so denke ich auch jetzt. Ich bin durch den heiligen Geist zu einem Kinde Gottes geworden, und betrachte mich daher auch immer als ein Kind, das Gott erzieht. Er macht es mit mir, wie ich es mit meinen Kindern machen möchte. Er hat mir so viel Gutes im Leben erwiesen, daß ich recht dumm sein müßte, wenn ich nicht einsehen könnte, daß er mich lieb hat, und wenn ich nicht Vertrauen zu ihm hätte. Er weiß es auch, daß ich ihn liebe, und daß es mich herzlichst reut, daß ich so oft undankbar gewesen bin. Aber ich weiß auch, er hat es mir verziehen aus Liebe zu seinem Sohne und zu mir, weil ich doch immer sein Kind bin, wenn ich auch viele Fehler habe. Da mein Leib (fuhr sie nach einer Weile fort) so gebrechlich geworden ist, daß ich auf Erden nicht mehr viel wirken kann, so bin ich froh, daß ich ihn ablegen darf. Ich weiß es gewiß, daß mir der himmlische Vater einen bessern Leib geben wird;

er gibt ja sogar den Thierlein für den Sommer eine andere Bekleidung, als für den Winter. Wir sind auf Erden doch nur in der Schule und in der Fremde, und es ist doch so schön hier in unserm Hause gewesen, wie muß es erst seyn im Vaterhause selbst! ich freue mich darauf. Und ich gehe ja nur voraus, mein Mann und meine Kinder werden schon nachkommen." „Aber jetzt", sagte sie, „muß ich bald gehen, mein Athem wird kürzer. Leset mir noch das Gebet des Herrn am letzten Abende vor, so wie es für mich paßt."

Wir standen Alle um die fromme Pilgerin herum, und ich las: „Vater! die Stunde ist hier, daß Du Deinen Sohn verklärest, auf daß Dich Dein Sohn auch verkläre. — Ich bin nicht mehr in der Welt; diese aber sind in der Welt, und ich komme zu Dir. Heiliger Vater! erhalte sie in Deinem Namen, die Du mir gegeben hast. Ich bitte nicht, daß Du sie wegnehmest von der Welt, sondern daß Du sie bewahrest vor dem Uebel. — Und nun verkläre mich Du, Vater! bei Dir selbst."

Dann hielt ich inne. Sie fing zu beten an: Vater unser! der Du bist im Himmel. Dein Name werde geheiligt. Dein Reich komme. Dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch . . . . . und sie entschlief sanft wie ein müdes Kind am Abend, das unter dem Gebet

entschlummert. Die Sonne war im Untergehen und leuchtete noch einmal hoch auf und erfüllte das helle Zimmer mit Abendgluth.

So hatte denn unser Meister so ganz Recht, wenn er sagte, daß man es durch kindlichen Glauben dahin bringen könne, den schwarzen Tod gar nicht zu sehen, so wie das Kind, das noch beim Abendroth einschläft und erst mit der Sonne aufwacht, von der Finsterniß der Nacht nichts gesehen hat. Es ist vom Abende ohne Furcht zum nächsten Tage durchgedrungen. O Vater! Solchen Uebergang in Dein Reich gib allen meinen Lesern. Und darum mache sie zu gläubigen Kindern. — Wahrlich, wahrlich sage ich Euch, geliebte deutsche Brüder! wenn ihr wieder kindlich an Gott glauben werdet, dann werdet ihr den Tod nicht sehen. All unser Wissen, wenn es uns den Glauben an Gott nimmt, ist wie ein böser Fiebertraum, der das Gehirn zerstört. Wir Deutsche sind so geschaffen zum kindlichen Glauben an unseren allgemeinen Vater im Himmel, daß mir vorkam, ich sehe Germania selbst in der Sitznerin, der deutschen Hausfrau, sterben.

Von demselben Verfasser ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vollständiges

für

das deutsche Volk.

Zweite stark vermehrte Auflage.

Erlangen 1861. Verlag von Theodor Bläsing.

Taschenformat. VIII. 270 Seiten. 10 Ngr. oder 33 kr.

Eine Wallfahrt

zur

Laterne des Diogenes

der

Paris.

Streiflichter über Frankreich.

Nördlingen 1862. Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung.

Taschenformat. V. 272 Seiten. 54 kr.

Schmid, F. Xaver

Quellwasser für das deutsche Volk

Bd.: 1

Erlangen 1864